Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 13 — **Marburg i. H., den 27. März** — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Res severa vera spes — Gründet sich unser Glaube noch auf die christliche Vergangenheit? — Noch einmal die schweizer Religös-Sozialen — Von den Wurzeln der schweizerischen Kirchenfreiheit — Zur Entwickelungsgeschichte eines deutsch-nationalen Katholizismus — Unter den Kabylen. Aus einem Tagebuch. Erstes Stück — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Res severa vera spes

Seid allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist, — und das mit Sanftmut und Furcht. 1. Petr. 3, 15 f.

Das ganze Christsein ist hier zusammengefaßt in dem Worte Hoffnung. Und Hoffnung haben, heißt mit jeder — jeder Sekunde einem großen freundlichen Lichte entgegengehen, so sicher, daß der Widerschein schon in den Augen ist.

Wenn das Christsein heißt, was sagen wir auf die Frage: „Sind wir noch Christen?“ Und wenn wir ein Ja hervorbringen, wie können wir diese Freudigkeit vor dem Jammer der Welt verantworten? Wir sollen bereit sein zur Verantwortung Jedermann — uns selbst zuerst — über den Grund solcher unverantwortlichen Hoffnung.

Und zwar „mit Furcht“. Hoffnung mit Furcht verantworten? Ja; weil es eine ernste Sache ist und vor dem Ernste sollen wir Ehrfurcht haben.

Denn die christliche Hoffnung hat nichts zu tun mit dem seichten, oberflächlichen Erwarten besserer Tage, mit dem gedankenlosen Gerede: „Man muß immer das Beste hoffen.“ Von wem — vom Zufall? Das ist Leichtsinn und Unsinn, und das erste beste große oder kleine Leid wischt diese „Hoffnung“ bei Seite wie ein Kartenhaus. Auf die christliche Hoffnung paßt vielmehr das Wort, das über dem Eingang zum Leipziger Gewandhause steht: Res severa verum gaudium — „wahre Freude ist eine ernste Sache.“ Von echter Hoffnung gilt das erst recht. Denn was im Neuen Testament Hoffnung heißt, ruht nicht auf Leichtsinn, sondern auf Leiden.

Das klingt so unglaublich, daß es von außen her Niemand verstehen kann. Darum soll man davon nicht von oben her und ungeduldig reden, sondern, wie es hier heißt: „mit Sanftmut.“ Aber das Unglaubliche ist doch wirklich. Es ruht auf der Erfahrung, daß der lebendige Gott nirgends reiner und strahlender gefunden wird, als im Leid. Vielmehr: daß es keine wahrhaftige Gotteserkenntnis gibt ohne Leid.

Die ersten Christen hatten keinen andern „Grund der Hoffnung, der in ihnen war“, als den Gott, der sich nicht trotz des Leidens, sondern im Leide selber offenbart. „Gott war in Christus“ sagt Paulus, — er war in dem leidenden Christus und hat sich in zerquälten Menschen als die Macht über alle Dinge, als der Gott der Ueberwindung offenbart. Diesen Gott erlebt haben, das ist der Grund der Hoffnung.

Von diesem „Grunde“ kann daher nur der Auskunft geben, der etwas von dem Lichte weiß, das aus der Tiefe des Leides hervorbricht. Aber weil es nur aus der Tiefe des Leides aufstrahlt, darum soll man nicht leichthin von ihr reden, sondern „mit Furcht“. Denn so gewiß wir sind, daß jedes Leid, das an unser Haus klopft, ein verkleideter Segen ist, — auch diese Erkenntnis muß immer erst mit Schmerzen geboren werden. Da vergeht einem das leichte Reden. Und darum ist Christenhoffnung, die durch alle Finsternis hindurch Licht sieht, eine ernste Sache. Aber sie wäre nicht Hoffnung, wenn sie nicht echte Freude wäre, Freude an dem Gott, der heimlich ohne Unterlaß allen Jammer zusammenschmilzt zu reiner Herrlichkeit. Oder ist das keine Freude, in das Gewirr gegenwärtiger und zukünftiger Nöte blicken zu dürfen mit der Gewißheit der heiligen Unmöglichkeit: „Es kann mir Nichts geschehen, als was Er hat versehen und was mir selig ist“ —? Und wenn die nächste Traurigkeit kommt, wissen wir von vornherein, daß sie nur kommt, um uns neue Einblicke in Gottes Wirklichkeit und Herrlichkeit zu geben, damit wir „bereit werden zur Verantwortung der Hoffnung, die in uns ist.“

Das alles würde uns nicht leuchten, wäre nicht das Leid auf Golgatha.

Sieh, darum mußte Christus leiden, damit du könntest selig sein.

P J

Gründet sich unser Glaube noch auf die christliche Vergangenheit?

Eine sehr resignierte Frage. Dieses „noch“ läßt nicht viel Gutes erwarten. Und doch hoffe ich die Zeit noch zu erleben, da man sehr verwundert sein wird, daß solch eine Frage einmal im Ernst hat gestellt werden können. Es ist eine richtige Zeitfrage, ein Thema vergänglichster Art. Vergänglich freilich nur in seiner Formulierung. Das Problem selbst ist unvergänglich, und Bände könnten von der Geschichte dieses Problems erzählen, um das es sich hier handelt. Kurz gesagt, es ist immer so gewesen, daß der Glaube des jeweilig lebenden Geschlechts, in stetem Wechsel, von seiner geschichtlichen Vergangenheit sich gelockert und darnach seine Vergangenheit wieder gesucht hat. Ein periodischer Abstoßungs- und Anziehungsprozeß. Am großartigsten und klarsten verlief dieser Prozeß in den beiden großen Perioden des Rationalismus und der Romantik. Der Rationalismus setzte der geschichtlichen Vergangenheit die eigene Vernunft entgegen. Seinen klassischen Ausdruck fand er, soweit es unser Problem angeht, in dem bekannten Lessingschen Wort: Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Die Romantik hinwiederum, einer dürr gewordenen Vernunft müde, kehrte jubelnd zur Geschichte zurück und fand darin den Jungbrunnen für ihr eignes Wesen. Wir behalten diese große Erinnerung der letzten zwei Jahrhunderte im Gedächtnis, wenn wir nun die selbsterlebte Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte kurz überblicken. Hier beobachten wir ein ähnliches Spiel im Kleinen, freilich viel verschlungener und weniger einfach: denn das Problem ist im Fortgang des menschlichen Denkens und Forschens äußerst schwierig geworden.

Noch sind jene Glücklichen nicht ausgestorben, die ihren Glauben fest gründen auf das breite Fundament der Heils-

geschichte oder, was dasselbe ist, auf das Fundament des die ganze Heilsgeschichte enthaltenden Wortes Gottes. „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn? Mir ists nicht um tausend Welten, aber um dein Wort zu tun" — wieviel Sicherheit und Freude lag in diesem kernigen, körnigen Glauben, der die ganze Gottesgeschichte von Adam an über Noah und Moses bis hin zu Jesus und Paulus in ihrer vollen Farbenpracht genießen und in ihrem ganzen Reichtum ohne Skrupel und Zweifel sich zu eigen machen konnte! Ich habe den Ausspruch eines Freundes nie vergessen können, der zu mir sagte: das Drama zwischen Himmel und Erde, das anhob mit den Worten, die Gott zu seinem Sohne sprach „Geh hin, mein Kind, und nimm dich an der Kinder, die ich ausgetan zu Straf und Zornesruten" und das dann seine Lösung fand in der Antwort Jesu in Gethsemane „Ja, Vater, ja, von Herzensgrund, leg auf, ich will dirs tragen" — dieses nicht gedichtete, sondern fest geglaubte und mit vollster Ueberzeugung gepredigte Drama ist so unvergleichlich groß und schön, daß wir mit unserer modernen Theologie ihm schwerlich etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen haben. — Hier war das Gottvertrauen mit dem Vertrauen auf die Heilsgeschichte unlöslich verschmolzen, so unlöslich, daß der Gläubige eher an seinem Verstand zweifelte als an der Geschichtlichkeit auch nur eines Tüttelchens vom Alten und Neuen Testament. Dadrauf leb ich und dadrauf sterb ich, das war das Bekenntnis. Hier hatte die Kritik von vorn herein ihre Macht verloren.

Freilich hat diese Sicherheit und Festigkeit den Heilsglauben mehr als einmal in die Gefahr gebracht, träge und tyrannisch zu werden. Träge wurde er überall dort, wo er sanft ausruhen lernte auf dem weichen Kissen der Heilsgeschichte und meinte, er könne sich den Kampf um Gott und um das eigne Ich, den alle Heroen der Religion gekämpft haben, ersparen. Zufrieden mit der Aneignung des Heils konnte er dahin kommen, auf eignes Werden und Wachsen zu verzichten. Und ein Tyrann wurde er überall dort, wo er dem Verstand Schweigen gebot und die geistige Entwicklung der Menschheit auf allen möglichen Gebieten aufzuhalten suchte. „Weil es nicht in der Bibel steht" — das ward nicht selten der durchschlagende Grund der Ablehnung gegen Neues und Unerhörtes, das durch die rastlose Forscherarbeit der Neuzeit zu Tage kam.

Die Kritik klopfte an alle Türen und forderte ihr Recht. Wir erkannten, daß ein Glaube, der das freie Denken nicht auch als eine Gottesgabe anerkennen will, falsch orientiert sein muß. Infolgedessen wurde nun doch die Kritik von Vielen als bescheidener Gast willkommen geheißen. Dies und das wurde auch in der Bibel als ungeschichtlich oder doch wenigstens als zweifelhaft preisgegeben. Aber die Geschichte gab man darum noch lange nicht preis. Um so fester stützte man sich auf das, was als *unzweifelhaft* geschichtlich gelten konnte. Hier erlebten wir nun das Schauspiel derer, die vor der Sintflut auf die höchsten Berge zu entfliehen suchten. Immer höher stiegen die Wasser der Kritik, nachdem der Damm einmal durchbrochen war. Es verschwanden die Erzväter und verschiedene Richter in Israel. Vorsichtig setzten die Fliehenden ihren Fuß auf das Neue Testament. Aber auch da begann die Sintflut. Bald standen die Wunder Jesu, bald auch das ganze Lehrgebäude des Paulus unter Wasser, dazu das Johannesevangelium. Man rettete sich auf den Berg, wo Jesus das Volk lehrte, und auf den anderen Berg, wo er am Kreuze starb. Und endlich zog man sich auf den höchsten Gipfel der christlichen Religion zurück: auf das Selbstbewußtsein Jesu, auf das innere Leben des Erlösers. Nicht so, daß man nun alles Andere als ungeschichtlich preisgab, aber man wollte nicht mehr darauf leben und sterben.

Die Not stieg am höchsten. Es kamen, erst einzeln, dann in Scharen, die Zerstörer des Lebens Jesu. Waren sie früher in scharfem wissenschaftlichen Kampf beim ersten Angriff abgewiesen worden — wir erinnern an David Friedrich Strauß —, so behaupten sie jetzt desto zäher ihre Stellung. Selbstverständlich bedeutet das keinen Sieg. Aber merkwürdig, *ein* Gedanke fing an in unseren Köpfen zu bohren: Wenn nun durch die unermüdliche Wühlarbeit der Kritik das Leben Jesu doch noch in Trümmer gehen sollte? Dieses unglückliche, garstige Wenn! Es war nicht zum Schweigen zu bringen. Wir wurden vor die Entscheidungsfrage gestellt: Könnte unser Christentum diesen letzten Zusammenbruch ertragen?

In dieser Not kam endlich eine große Ruhe über uns: Mag stürzen und fallen, was da will, wir haben den lebendigen Gott. Diese Besinnung war der große innere Gewinn, den Viele, die diese Not mitdurchlebten, machen durften. Wenn Alles bricht, Gott verläßt uns nicht: das verstanden wir jetzt auch in *diesem* Kampf. Wir besannen uns darauf, daß damit unser Glaube auf eine seiner schwersten Proben gestellt wurde. Kannst du deines Gottes gewiß bleiben, wenn dir alle Vergangenheit, auch die heiligste und ehrwürdigste, nichts mehr zu sagen hat? Tritt dir Gott in deiner eigenen Gegenwart, in deinem Sein und Denken, in deinem Fühlen und Empfinden so lebendig entgegen, daß auch die erbarmungsloseste Kritik an der Vergangenheit ihn dir *nicht* nehmen kann?

Unter dem Druck dieser Fragen ist das Verlangen nach einer Gegenwartsreligion immer mächtiger geworden. Das wiedererwachende Interesse an der Religion überhaupt kam diesem Verlangen zu Hilfe. Das beliebteste Wort aus dem Neuen Testament wurde das Wort des Paulus: Gott ist nicht ferne von einem Jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir. Noch immer schießen die Versuche, die Religion unabhängig von aller Vergangenheit als ein gegenwärtiges Leben zu erfassen, wie Pilze aus der Erde. Besonders auf dreifache Weise glauben diese Gottsucher unserer Tage ihres Gottes gewiß zu werden. Zuerst ganz einfach im Anschauen der Natur und des eigenen Lebens. Gott ahnen wir in all den Wundern und Geheimnissen, die uns die Forscher im Größten und Kleinsten der Natur in immer neuer Mannigfaltigkeit vor Augen führen. Gott spüren wir aber auch in des Lebens Arbeit und Kampf, im Maschinensaal, im Getriebe des eisernen Zeitalters, in den Tragödien eines verfeinerten Kulturlebens. Ein zweiter Weg, Gottes gewiß zu werden, wurde das Erleben der Seele. Gott ist *in* uns, er hält Zwiesprache mit uns, er überwältigt uns, er gibt der Seele ungeahnte Kraft und ungeahnten Frieden. Die Mystik aller Zeiten ist in Vielen wieder lebendig geworden. Auf eine dritte Weise endlich sucht auch der Denker mit Gott ins Reine zu kommen. Gott, noch vor kurzem vom materialistischen Denken vertrieben, wird wieder der Mittelpunkt einer Weltanschauung, und nicht nur *einer*. Das entfesselte Denken unserer Zeit schafft die mannigfaltigsten Gebilde, in deren Mittelpunkt in irgend einer Weise Gott steht.

In diesem fröhlichen, optimistischen Treiben stehen wir jetzt mitten drin. Der Glaube, der sich von aller Geschichte befreit hat, lebt sich aus. Doch Eins kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß dieses Ausleben einem langsamen Sterben verzweifelt ähnlich sieht. Eine doppelte Erkenntnis drängt sich auf: daß wir in der Gefahr stehen, einer grenzenlosen Selbstüberschätzung und einer bitteren Selbsttäuschung zum Opfer zu fallen.

Einer grenzenlosen Selbstüberschätzung. Hat ein gänzlich geschichtsloser Glaube auf die Dauer wirklich die Kraft, unser Leben zu bestimmen und zu erneuern? Oder bleibt es nicht im wesentlichen bei allerhand geschmackvollen Büchern und Broschüren? Ist das wirklich Leben, das da geweckt wird? Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß der religiöse Strom der Gegenwart, so breit er ist, an Tiefe und Kraft doch sehr zu wünschen übrig läßt. Die fromme Naturbetrachtung geht auf in einer ästhetischen Naturstimmung. Die fromme Lebensbetrachtung geht unter in dem alles verschlingenden Potpourri des wirklichen Lebens. Die Seelenmystik bleibt in einem feinen Genießen befangen und bricht nicht, wie die alte Mystik, durch zu entschiedener sittlicher Lebensauffassung. Und das reine Denken endet doch wieder beim reinen Begriff und wird zu einem interessanten und geistreichen Gedankenspiel. Der geschichtslose Individualismus treibt unrettbar hinein in einen allgemeinen Dilettantismus des Lebens und Denkens, dessen Erzeugnisse nichts Durchgearbeitetes und Durchgebildetes darstellen. Wir stehen in der Gefahr, Autodidakten zu werden, die nichts Rechtes gelernt haben. Wäre es sonst möglich, daß Denker, Träumer

und Lebenskünstler wieder in all die Fehler verfallen, die die Menschheit schon an den Kinderschuhen sich abgelaufen hat? Wir dürfen nicht aufhören, zu lernen. Die Geschichte muß doch unsre Lehrmeisterin bleiben. Denn was ist die Erfahrung, die ein lebendes Geschlecht sammelt, gegenüber der Erfahrung von Jahrtausenden, die eine Menschheit in unendlichen Mühen und Kämpfen, in tiefem Sinnen und Suchen, in genialem schöpferischen Gestalten aufgespeichert hat? Sollen wir auf die unermeßlichen Kohlenlager verzichten, die im Erdreich der Vergangenheit verborgen liegen? Alle hohen Worte helfen uns nicht hinweg über die Beschränktheit unseres eigenen Wesens. Wenn die ewigen Vernunftwahrheiten — um einmal in Lessings Sprache zu reden — nicht in den zufälligen Geschichtswahrheiten enthalten sind, so werden sie aus unserm Kopfe auch nicht entspringen. Mit Recht sagt F. W. Foerster, dessen ich hier dankbar gedenke, ohne freilich seinen letzten Konsequenzen zustimmen zu können, „daß es eine Reihe von Lebensproblemen gibt, denen der bloße individuelle Verstand ohne Lebenserfahrung, ohne Menschenkenntnis, ohne Führung durch die Tradition überhaupt nicht gewachsen ist“ (Autorität und Freiheit, 1910, Seite 76). Wenn wir uns dieses Armutszeugnis ausstellen, so sind wir ehrlich und folgen dem Beispiel der größten Geister aller Zeiten. Goethe wußte, wie ers meinte, als er schrieb: „Der Strom, in dem ich bade, ist Ueberlieferung, ist Gnade.“

Jeder aber, der ernstlich mit sich selber zu Rate geht, wird sich auch der bitteren Selbsttäuschung bewußt, in der er mit seiner vermeintlichen Unabhängigkeit von aller Vergangenheit lebt. Auch das eigenste Denken und Erleben ist doch gesättigt mit Vergangenheit. Wir sind Pflanzen, deren Substanz so alt ist, wie die Welt. Und die Gesetze, nach denen wir wachsen, sind nicht viel jünger. Wir meinen unsre eigene Sprache zu reden, und doch reden aus uns alle Geister der Vergangenheit. Unser Fühlen und Wollen, unser sittliches Empfinden, unser Gewissen ist ein Produkt einer langen siegreichen Entwicklung. Soll nun unser Wachstum keine Entartung werden, so müssen wir in der Zucht bleiben, die wir die Ehrfurcht vor unserer Vergangenheit nennen können. Lieber eine bewußte Abhängigkeit, als eine eingebildete Freiheit!

So ist denn die Frage, die wir eigentlich zu lösen haben, die: Wie kann die Gebundenheit an unsre geschichtliche Vergangenheit uns zur wahren Freiheit führen? Wir versuchen, die Antwort zu finden.

Von der Meinung, daß in der Vergangenheit bestimmte Dinge geschehen sein müssen, damit wir glauben können, müssen wir allerdings frei werden. Es muß gar nichts geschehen sein. Oder ich sollte lieber sagen: Es muß alles geschehen sein, nach jener großen inneren Notwendigkeit, die wir im Glauben als eine göttliche erkennen. Wird eine vermeintliche geschichtliche „Tatsache“, die vermeintlich sehr „notwendig“ war, durch die Forschung umgestoßen, so wird auch der stärkste Glaube daran nichts ändern können. Darum können wir unseren Glauben von Tatsachen, äußeren oder inneren, nicht in der Weise abhängig machen, daß mit diesen Tatsachen unser Glaube steht oder fällt. Wollten wirs doch tun, so würden wir für immer um unser kostbarstes Gut, unsern Glauben, in Angst und Sorge schweben müssen.

Darum sollten wir uns entschließen, nicht mehr zu sagen: Unser Glaube gründet sich auf irgend eine Vergangenheit, sondern: Unser Glaube wurzelt in irgend einer Vergangenheit. Es ist nicht Wortspielerei, die zu dieser Unterscheidung veranlaßt, sondern die Erkenntnis, daß nichts so in die Irre führt, als ein falsch gewähltes Bild. Das Bild des „Gründens“ erinnert an einen Bau, der auf festem Grund aus fertigen Steinen zusammengefügt wird. In einer Zeit, als unser Problem noch nicht empfunden wurde, konnte dieses Bild unbedenklich gebraucht werden. Die Christen, lebendige Steine, sich bauend zum geistlichen Hause, da Jesus Christus der Eckstein ist. Eph. 2, 19ff. 1. Pet. 2, 4ff. Doch liegt auch hier unzweifelhaft ein starker Nachdruck auf den Worten „lebendig“ und „geistlich“. Je mehr und mehr hat aber der Begriff des „Gründens“ die Christen, Theologen wie Laien, in die Logik hineingeführt. Und da wurde denn aus dem „lebendigen“ Bau vielfach ein toter. Der Glaube brauchte einen „Grund“, das heißt aber nun: eine Begründung! Er fühlte sich unsicher, wenn er sich nicht auf feste Begriffe und Tatsachen stützen konnte. Daher das starke Interesse an der wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift durch den heiligen Geist. Die Schrift war eben doch das Beweismittel für die Wahrheiten geworden, die der Glaube sich aneignen und festhalten wollte. Die Schrift hatte einen lehrhaften Charakter angenommen. Der Glaube erstarrte in einem Intellektualismus, der nicht davon loskam, für seine innerste Ueberzeugung immer wieder nach einer verstandesmäßigen und geschichtlichen Begründung zu suchen. Hiergegen müssen wir mit aller Entschiedenheit das Eine festhalten: Wenn Religion wirklich Leben ist, so ist dieses Leben, einmal geweckt, seiner selbst gewiß, und daher unabhängig von allen Gründen und Gegengründen. Der christliche Glaube ist ein „lebendiger“ Bau, und darum eigentlich gar kein „Bau“, sondern etwas Gewachsenes, ein eigenes Gottesleben, das da wurzelt in dem Gottesleben aller Zeiten. Etwas Gewachsenes und noch Wachsendes ist da, und braucht sich seines Daseins nicht zu vergewissern. Allerdings ist der lebendige Glaube — um in dem Bild zu bleiben — eine zarte Pflanze, die in den Stürmen des Zweifels und Widersinns ein paar Stäbe braucht, Gedankenstöcke gleichsam, an denen sie sich halten kann, um nicht geknickt und damit getötet zu werden. Darum wird der Glaube niemals auf ein Durchdenken seines Inhalts verzichten können. Denn wenn der Glaube logisch oder geschichtlich oder sonst erfahrungsmäßig nicht mehr denkbar ist, wird er, wenigstens in seiner zeitweiligen Form, unmöglich, es sei denn, daß man ihn, wie anfangs geschildert, zum Tyrannen über das Denken machen will. Aber diese Stützen, die sich der lebendige Glaube sucht, sind nicht seine Wurzeln. Seine Wurzeln sind vielmehr die ewigen Kräfte Gottes, die so alt sind, wie die Religion in der Geschichte der Menschheit —, ja noch älter, denn in der ganzen Schöpfung regt sich der Geist des ewigen Gottes. Diese seine Wurzelhaftigkeit aber kann und darf der christliche Glaube nicht ignorieren wollen. Sonst geht es ihm an seine beste Kraft.

Die Wurzeln des christlichen Glaubens können nun, soviel ich sehe, von dreierlei Art sein: Begebenheiten oder Ideen oder Persönlichkeiten. Oder diese drei zusammen in irgend einer Mischung.

Nun ist klar, daß die Lebenskräfte eines Glaubens niemals in einer Begebenheit wurzeln, sondern letztlich in der Persönlichkeit, die der Träger der betreffenden geschichtlichen Begebenheit ist, oder in der Idee, die durch die betreffende Begebenheit verwirklicht oder anschaulich gemacht wird. Man denke nur an Charfreitag und Ostern. Das „Wort vom Kreuz“ ist ja doch das Wort vom Gekreuzigten.

So beschränkt sich die Entscheidung auf die Frage: Idee oder Persönlichkeit? Damit stehen wir wieder in einem „Brennpunkt“ der Gegenwart. Kann der Glaube seine Lebenskraft aus den Ideen saugen, die Geschichte ihm darbietet? Auf das Christentum angewendet, heißt das: Können wir von den christlichen Gedanken leben, indem wir dabei absehen von der Person Jesu und von der geschichtlich gewordenen christlichen Gemeinde? Es sind Viele, die es heute wieder behaupten. Diese Anschauung bedeutet aber entweder eine Unmöglichkeit oder eine Täuschung. Eine Unmöglichkeit, wenn man es auf die sogenannten „reinen Ideen“ absieht. So will A. Drews „die Idee der Gottmenschheit, wie sie jener Lehre (der metaphysischen Erlösungslehre des Christentums) zugrunde liegt, durch Abstreifung der mythischen Persönlichkeit des Logos in den Mittelpunkt der religiösen Weltanschauung stellen.“ (Die Christusmythe 1910, S. 226.) Das ist unmöglich. Denn reinen Ideen fehlt das Lebendige und Lebenweckende. Das lehren uns Geschichte und Erfahrung unwiderleglich. Reine Ideen treiben in eine reine Geistesmechanik hinein, wie wir an den großen Systemen der idealistischen Philosophen sehen. Von einer Idee sagt man allenfalls: sie ist richtig. Darum vermag eine Idee auf den Gebieten der Forschung, der Technik usw. Großes zu leisten. Für den persönlichen Glauben aber brauchen wir die schöpferischen Ideen, die aus dem Leben geboren sind. Ideen schaffen Leben und befruchten nur,

wenn sie getragen sind von einer lebendigen Persönlichkeit. Wirklich lebendige Ideen sind Zeugnisse eines persönlichen Lebens. Sie tragen den Geruch der Persönlichkeit an sich. Wird ihnen dieser persönliche Charakter genommen, oder haben sie ihn nie gehabt, so erweisen sie sich in ihrer Wirksamkeit als tot, oder sie nehmen den Charakter eines Schlagworts an, womit ihnen auch nicht geholfen ist. Es ist unbegreiflich, wie man Idee und Persönlichkeit einander gegenüberstellen und sagen kann: das Persönliche muß abgestreift werden, die Idee muß bleiben. Solche Wunderlichkeiten einer irregeleiteten Philosophie werden niemals den Eindruck verwischen können, daß die geistige Persönlichkeit die höchste Erscheinung ist auf dem Gebiet des menschlichen Geisteslebens. Wohl trägt jede Persönlichkeit die Schranken ihrer Existenz mit sich herum, aber sie entfaltet doch ein intensives Leben, während dagegen eine Idee, je schrankenloser sie sich gebärdet, desto unlebendiger zu werden pflegt. Darum kann uns die Idee der Gottmenschheit ebenso wenig erlösen, wie etwa die Ideen des Wahren, Guten und Schönen, die doch gewiß an Allgemeinheit nichts zu wünschen übrig lassen. Und auch der Hunger nach Weltanschauung läßt sich ebenso wenig durch Ideen befriedigen, wie der Hunger nach Leben.

Aus demselben Grunde aber ist es eine Täuschung, zu meinen, der christliche Glaube könne von den „Gedanken Jesu" zehren, ohne weiter auf diese Person Bezug zu nehmen. Das ist eine Täuschung. Denn tatsächlich zehrt der Glaube da nicht von den Gedanken, Ideen, Worten allein, sondern eben von der Persönlichkeit, deren lebendige Kraft in diesen Gedanken, Ideen, Worten noch weiterpulsiert. So ist es hier wie überall. Wenn die Entwicklungstheoretiker vom philosophischen wie vom soziologischen Fach mit ihrer Verherrlichung der Idee Recht hätten, so hätten sie niemals Büsten von Hegel und von Marx aufstellen dürfen. So aber geht es den Christen auch, daß sie weder ihren Namen los werden noch das Bild dessen, der ihnen Leben und Kraft gegeben. Das Bild Jesu immer wieder zu schauen und immer neu zu schaffen, ist nicht nur ein unabweisbares Bedürfnis der Kunst, sondern auch der Religion. Denn die Ideen, die wir in den Evangelien lesen (wir wollen einmal Jesu Worte und Gleichnisse so nennen) sind nicht mehr und nicht weniger, als Zeugnisse eines durch und durch persönlichen Gotteslebens. Darauf beruht ihre unsterbliche Kraft. (Es sei hier besonders auf Johannes Müller verwiesen: Die Reden Jesu, Band 1: Inwieweit wird die Bedeutung Jesu und der Wert seiner Reden durch die Ergebnisse der historischen Kritik beeinträchtigt?) Wir sind kühn genug zu sagen: Sind diese Worte nicht von Jesus, so sind sie von einem Anderen, und dann ist dieser Andere eben — Jesus. Soweit wir in uns selber diese Worte als lebendige Kraft empfinden, wirken sie auf uns als Ausstrahlungen einer unnachahmlichen und unzerstörbaren Persönlichkeit. An diese Empfindung kann auch die schärfste Kritik nicht heran. Gewiß, kein einziges Wort Jesu läßt sich in seinem wortwörtlichen Wortlaut geschichtlich noch feststellen, aber die christlichen „Ideen" sind undenkbar ohne den Christus Jesus —, ja wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen: undenkbar ohne den *liebenden, leidenden und überwindenden* Christus Jesus. Wer Religion als höchste Form des geistigen Lebens aus Erfahrung kennt, wie sollte der nicht überwältigt werden von der Einzigartigkeit des Gotteslebens Jesu? Auf diese Quelle persönlichen Lebens können und wollen wir nicht verzichten. Es soll ja nicht Fessel, Qual, Beschränkung für uns sein, sondern Quelle. Das historische Lebensbild Jesu ist für uns auf immer und ewig verloren. Aber in den Evangelien vom ersten bis zum letzten Blatt quillt „Wasser, das in das ewige Leben quillt". Was uns an die „biblische Geschichte" bindet, ist nichts Anderes, als das Erlebnis, das Paulus in die Worte kleidet: „Nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin." Oder Luthers seine Worte: „Es ist mir nicht allein ein alt Liedlein von einer Geschicht, so sich vor fünfzehnhundert Jahren hat zugetragen; es ist etwas mehr dann eine Geschicht, so einmal geschehen ist, nämlich auch ein Geschenke und Gabe, so ewiglich bleibet." (Predigt vom 25. März 1538. Erlanger Ausgabe ^{2} 20, 110.)

So wurzelt der christliche Glaube in dem Lebensgeist Jesu. Er wurzelt aber auch in der christlichen Gemeinde. Oder, anders ausgedrückt: Wenn Jesu Lebensgeist die „Wurzel zart" ist, aus der die neue Frömmigkeit hervorwuchs, so ist die christliche Gemeinde der Stamm aus dieser Wurzel, der nun seine Blätter treibt.

Die Notwendigkeit der Gemeinschaftsbildung für die Religion untersuchen wir hier nicht, sondern setzen sie voraus. Was uns hier allein beschäftigt, ist die Frage, ob eine mit einer langen Vergangenheit belastete Gemeinschaft, wie es doch die christliche Gemeinde ist, unserem gegenwärtigen Glauben Nahrung geben kann. Wir erwidern: das *Alter* an und für sich spricht nicht gegen eine bestehende Gemeinschaft. Der tausendjährige Rosenstock blüht noch immer, ja kräftiger als manche junge Rose. Ob etwas „Altes" auch veraltet und morsch geworden ist, oder noch immer sich verjüngt, muß in jedem Falle erst untersucht werden. Soviel ist freilich gewiß, daß für das gegenwärtige Geschlecht immer nur das von wirklichem Wert ist, was es aus der Vergangenheit in gegenwärtiges Leben umsetzen kann. Alles Unverstandene und Unerlebte ist tot. Und wenn allzu viel Totes aus der Vergangenheit mitgeschleppt wird, so kann es dem, was da leben will, im Wege sein und ihm Licht und Luft rauben. Womit freilich noch nicht jedem Beliebigen das Recht gegeben ist, mit dem großen Gärtnermesser zu kommen und herunterzuhauen, was ihm paßt. Es ist vielmehr die nie beendigte Lebensaufgabe der christlichen Gemeinde selbst, sich stetig zu erneuern und sich stetig loszumachen von allem, was ihr gesundes Wachstum hemmen will. Aber niemals darf sie vergessen, daß *ihre stärksten Kräfte aus der Tiefe dringen, aus der Wurzel, aus dem Lebensgeist Jesu, und daß selbst ihre feinsten Blüten wachsen auf einem alten Stamm.* Auch unsre religiösen Individualisten sind keine Autochthonen, sondern auf dem alten Stamm gewachsen. Auch das geistige Leben hat seine Gesetze. Auch die gegenwärtige Religion wird künftigen Geschlechtern als eine Epoche erscheinen im Fortgang der *geschichtlichen* Religion, hoffentlich als eine Epoche des Wachstums und nicht der Verkümmerung. Aber auch hier, wo nicht vom Einzelnen, sondern von der Gemeinde die Rede ist, soll nicht das Fortwirken einer unpersönlichen Idee gepriesen werden, gleich als sei der „heilige Geist" eine solche durch die Geschichte hindurch wirksame reine Idee. Vielmehr auch hier handelt es sich um ein durch und durch persönliches Leben, von Person zu Person sich entzündend, und in jedem Einzelnen sich auswirkend als ein Leben in Gott. Das ist der „Christus", der „in uns" lebendig werden will.

So ist denn diese unsre Gebundenheit an die geschichtliche christliche Vergangenheit eine solche, *die uns zur wahren Freiheit führt.* Die „echte Wirkung" der geschichtlichen Vergangenheit auf uns liegt „nur darin, daß sie uns den *eignen Zugang zum Ewigen* erleichtert, nicht darin, daß sie uns bei sich selbst festhält." (Eucken, Der Wahrheitsgehalt der Religion, zweite Auflage 1905, S. 397.) Es gilt auch hier unser „unmittelbares Leben". Es gilt unser Selbständigwerden, unser Hineinwachsen in Gott. Als innerlich freiwerdende Naturen ringen wir Jesu und den anderen Großen im Gottesreich das Beste ab, das wir auf dieser Erdenwanderschaft gewinnen können. Das kann uns Niemand wehren, kein Machtspruch der Kritik und keine Trompete der Freiheit. Gott redet zu uns durch die Geschichte, durch das Geschehene, durch das Erlebte, Erfahrene, Errungene, durch das Persönliche *in der* Geschichte, durch die Persönlichkeiten, durch seine Kinder, durch seinen Sohn.

Walther Hoffmann

Noch einmal die schweizer Religiös-Sozialen

1

Der Hauptgegensatz der „Schweizer" gegen die Deutschen ist wohl ihre andere Stellung zur Sozialdemokratie. Freilich ist sie und damit auch die andere Anschauung über den „Kapitalismus" erst eine Folgeerscheinung eines Anderen, Tieferen.

Ich will versuchen, die Stellung der „Schweizer" zur Sozialdemokratie zu schildern. Dadurch wird ohne weiteres ihr

tieferer Grund klar. Man kann — wenn man recht verstanden wird — von einem Glauben an die Sozialdemokratie bei ihnen sprechen. Sie glauben zu sehen, daß es sich bei der sozialdemokratischen Bewegung im tiefsten Grund nicht um einen bloß wirtschaftlichen Kampf handelt, daß hinter dem Willen nach materieller Macht, nach politischer Selbständigkeit etwas steht und drängt, was aus tieferer Sphäre des Lebens kommt. Man wagt es, die Gewalt, die die Massen aufgejagt hat, daß sie ihr Recht in der Gesellschaft verlangen, mit demselben Namen zu benennen, der sonst als Schutz für alles Bestehende gilt. Kutters Buchtitel „Sie müssen" ist in diesem Sinn gemeint. Der „lebendige Gott" steht hinter diesen Massen. Mit heutigen Menschen und nicht zum mindesten mit diesen Sozialdemokraten will er fast vergessene oder doch ins Unschädliche umgedeutete Verheißungen erfüllen. Aber nicht so, daß er sie als tote Instrumente gebraucht, auch nicht, wie besonders fromme Gemüter glauben, als Gottesgeißel, sondern so, daß er in ihnen selbst lebendig geworden ist und sie nun treibt zu besseren Lebensbedingungen, um dann den Erwachsenen und zum Bewußtsein Gekommenen sich selbst zu geben.

Dieser Glaube nimmt es auf sich, alles Niedrige, alles Gemeine, alle Unüberlegtheit dieser Masse, die ihre gewaltigen Glieder regt ohne sie noch beherrschen zu können und ohne zu wissen wozu sie sie gebrauchen soll, als freilich ungefügen, aber auch ganz elementaren und darum um so echteren Drang nach dem zu deuten, was ihm selbst der heilige Halt und Zwang des Lebens ist. Diesem Glauben kann man darum auch nicht mit Einwänden kommen, die ihren Stoff aus der tatsächlichen Beschaffenheit der Menschen nehmen. Er glaubt eben tatsächlich einmal an das, was man nicht sieht. Und — vor allem — er lebt auch der Zuversicht, daß er an seinem Teil mit diesem Glauben der Masse helfen kann zu sich selbst zu kommen, und daß dieser Glaube ein religiöser Dienst ist, den die „Christen" der Masse schulden. Dem allen liegt eine andere Geschichtsbetrachtung zu Grunde, als sie bei den deutschen Theologen im allgemeinen üblich ist. Es ist schwer darüber zu sprechen, da man immer in Gefahr ist, mit wissenschaftlichen Maßstäben beurteilt zu werden, wodurch alles, was man sagt, als Phrase oder Schwärmerei erscheint. Es handelt sich um eine durch und durch religiöse — nicht theologische — Geschichtsauffassung. Vor allem, es wird Ernst gemacht damit — und das ist eine gefährliche Sache, aber es handelt sich eben um Religion! —, daß Gott in der Geschichte arbeitet, und nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch und erst recht in der Gegenwart. Und er kann jetzt größere Arbeiten tun als früher und wird sie wahrscheinlich tun oder ist gar schon im Begriff, nach dem Glauben der „Schweizer". Und er ist damit durchaus nicht beschränkt auf die Kirchengeschichte. Wille und Gedanke gehen über die Kirche hinaus auf das Ganze, Volks- und Menschheitsganze. Gott steht vor und hinter den Menschen — je nachdem — in zwingender Notwendigkeit. Man muß schwer in seiner Seele arbeiten, um zu erfassen, was er will und wann er etwas will.

Wenn man draußen steht, kann man wohl meinen, diese religiöse Geschichtsauffassung sähe vieles in die Geschichte, besonders in die Gegenwart hinein, was garnicht in ihr ist, und man habe es mit persönlichen Liebhabereien und Einfällen zu tun. Und es handelt sich freilich um Persönliches. Es wird wohl nie eine andere Art geben die Geschichte und besonders die Gegenwart zu betrachten als die persönliche, wenigstens wenn wirkliche Werte in Frage stehen. Es kommt dabei wohl einfach darauf an, wer ernster, frömmer ist. Und das kann man ja nicht mit unpersönlichen Maßstäben beurteilen. Die Frage bleibt also offen!

Wer die Geschichte so religiös auffaßt, sieht mehr in sie hinein, als Andere sehen können. Er sieht tiefer und glaubt auch das als Offenbarung einer neuen, sehr frommen Zeit, was den Anderen bedeutungslos oder gar gottlos und gottwidrig scheint.

Darum kann er auch in so starkem Maße die Gegenwart als solche Offenbarung deuten, ja er kann glauben an eine große Zukunft und an — vernünftig gesprochen — sehr unglaubliche Dinge, man nennt sie wohl „Taten Gottes". Er glaubt darum auch vor allem an die Frömmigkeit der Menschen und hilft ihr mit diesem Glauben auf, und nicht mit allerhand geistreichen, aber im Grunde doch sehr müden und trostlosen Erfindungen.

2

Man kann wohl bei den „Schweizern" (ich denke hier vor allem an Ragaz und Kutter, die ja auch die Führer der Bewegung sind) überall einsetzen mit Kritik und Bedenken, aber man trifft sie damit nicht, denn was sie erlebt haben und was sie sagen, liegt über solchen Einwänden. Es ist bei ihnen eben alles Religion, nichts Politik, im Sinn von kalter Berechnung der offen und latent vorhandenen Machtfaktoren. Glaube an den lebendigen Gott, der nicht nur soweit lebendig ist, als die Menschen es auch gerade sind, oder nur soweit, als es ihnen gerade gefällt und sie aus allerhand Klugheit meinen, daß er es sein dürfte, ohne das Bestehende gerade allzuviel zu verändern.

Hört man diese Männer (es gibt außer Kutter und Ragaz noch andere der gleichen Art), so ist es einem, besonders wenn man von der deutschen liberalen Theologie herkommt, überraschend, wie religiös handelnd und entschlossen sie das Leben und seine Bewegungen betrachten. Man spürt dabei, daß jedes Wort eine schwere, innere Tat ist; der Glaube ist da wirklich allemal ein Ringen mit dem Unglauben, allemal eine Ueberwindung der zweifelnden Klugheit und der oft getäuschten Erfahrung.

Man mache sich doch die Auseinandersetzung mit ihnen nicht dadurch leicht, daß man sie dem unbefangenen „Kinderglauben" der Naumann-Stöckerschen Bewegung gleichstellt und dann meint, die „Schweizer" lebten noch immer in der durch keine Probleme angekränkelten Freudigkeit jener Zeit. Da fährt man ja wieder an ihnen vorbei: denn es ist einfach nicht wahr, daß sie diese Probleme nicht *sehen*. Aber sie wissen von etwas, das ihnen stärker ist als diese Probleme.

Ich muß nun sagen, die Frömmigkeit dieser Menschen scheint mir merkwürdig groß und stark zu sein. Sie ist auch ganz frei von allem Sentimentalen und Geistreichen. Phrasenhaft oder wenigstens schwärmerisch wird sie wohl jedem scheinen, der kein Sensorium dafür hat, was es heißt, wenn ein Mensch an den heute noch, hier in der Welt in den jetzt lebenden Menschen arbeitenden Gott glauben *muß*.

Man tut sich auch keinen guten Dienst, wenn man diese Frömmigkeit mit herablassender Gönnerhaftigkeit als was ganz Gutes hinstellt. Männer, die es wagen ihren Glauben an den „lebendigen Gott" — und der ist wahrhaftig nicht bloß „warm", sondern kann nur mit starker seelischer Arbeit behauptet werden — als Wirklichkeit auf sich zu nehmen und nicht nur mit ihm als mit einer großen Theorie zu spielen, sollten immerhin ernster genommen werden. *Leonhard Hagebucher*

Von den Wurzeln der schweizerischen Kirchenfreiheit

In seinem Artikel „Gewissensfreiheit in der Kirche" (1911 Nr. 29) schrieb Troeltsch: „Nur in der Schweiz haben wir heute solche Gewissensfreiheit in der Kirche." Das hat mich als Schweizer zum Nachdenken darüber gebracht, warum gerade wir zu diesem hohen Gut gekommen sind.

Auch die Schweiz hat seit den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts überaus heftige kirchliche Partei-Kämpfe erlebt. Aber während in Deutschland der Gegensatz der Richtungen sich bis heute noch verschärft hat, ist bei uns die Ruhe früher eingekehrt. Keine Partei hat die andere überwunden und aus der Kirche ausgeschlossen, sondern Positive und Reformer (wie die kirchlich Liberalen bei uns gewöhnlich genannt werden) haben sich daran gewöhnt, in derselben Kirche nebeneinander zu leben und oft auch miteinander zu arbeiten. Vielen jüngern Theologen erscheinen die alten Partei-Kämpfe schon so vergangen, ihre Schlagworte so verstaubt, daß sie sich überhaupt keiner der bestehenden Richtungs-Organisationen mehr anschließen. Einen Bekenntniszwang gibt es nicht mehr. Im Gebrauch der Liturgie, der Unterrichtsmittel für die Konfirmanden usw. herrscht völlige Freiheit. Ein Spruchkollegium wünschen auch unsere Positiven

nicht, und einer ihrer Führer hat erklärt, man befinde sich gar nicht übel bei diesem Zustande. Wie kam das Alles? Woran liegt es, daß der Kampf, der auch in der Schweiz jahrzehntelang mit größter Bitterkeit und Schärfe geführt wurde, soviel eher zum Waffenstillstand geführt hat — um mit dem Wort Frieden nicht zu viel zu sagen. Welchen besondern Umständen und Ereignissen verdanken wir das hohe Gut der Gewissensfreiheit in der Kirche? Schöne Worte von der Luft der Freiheit, Söhnen Tells usw. erklären nichts. Auch der Hinweis auf die persönliche Tüchtigkeit und den Bekennermut der ältern Generation des Liberalismus, die uns diese Freiheit in heißem Kampf errungen habe, genügt nicht. Daran hat es gewiß auch dem deutschen theologischen Liberalismus nicht gefehlt; es kann also die Verschiedenheit des Erfolgs nicht darauf allein beruhen. Wird auf die Toleranz der schweizerischen Positiven hingewiesen, so hilft das auch nicht weiter, denn eben diese Toleranz, die die Gleichberechtigung der andern Richtung anerkennt, ist ja das, was zu erklären ist.

Vier Wurzeln scheint mir nun unsere schweizerische Kirchenfreiheit zu haben, die kennen zu lernen vielleicht manchem deutschen Leser von Interesse ist.

1

Die erste ist die Kleinheit unserer Verhältnisse. Ist gegenüber einem Kirchengebiet wie dem der preußischen Landeskirche die ganze reformierte Schweiz schon klein, so zerfällt sie zudem noch in fünfzehn, von einander völlig unabhängige Landes- oder besser Kantonalkirchen. Wie klein, mit deutschen Verhältnissen verglichen, diese Kirchen sind, erhellt aus folgenden Zahlen. Bern hat 237 Pfarrer, Zürich 183, Waadt 176, Graubünden 83, Neuenburg 69, Aargau 58, Thurgau 58, St. Gallen 57, Genf 42, Basel-Land 33, Schaffhausen 30, Basel-Stadt 26, Appenzell 22, Glarus 17, Freiburg 10. Was also in Preußen ein paar Kreis-Synoden an Gemeinden- und Seelenzahl sind, das ist bei uns schon eine selbständige Landeskirche. Diese fünfzehn Kirchen stellen nun eine ganze Musterkarte kirchenrechtlicher Formen dar; vom absoluten Staatskirchentum, bei dem staatliche und kirchliche Behörden identisch sind, bis zur Vereinskirche mit nur freiwilliger Steuer sind alle möglichen Gestaltungen des Problems Kirche und Staat vertreten. Zusammengehalten werden unsere Kirchen durch die Schweizerische Kirchenkonferenz, die aus Abgeordneten der kantonalen Kirchenbehörden besteht, aber nur Anregungen machen, keine verbindlichen Beschlüsse fassen kann. Ein nicht offizielles, aber doch wichtiges gemeinsames Organ ist die Schweizerische Predigergesellschaft, die ziemlich alle reformierten Schweizer Pfarrer ohne Unterschied der Sprache und Richtung umfaßt und sich jährlich versammelt. Einzelne Kantone sind wieder unter sich durch gemeinsame Prüfungsbehörden, durch Gesangbuchs- oder Liturgie-Gemeinschaft verbunden. Einen guten Ueberblick über die geradezu verwirrende Buntscheckigkeit unserer kirchlichen Verhältnisse bietet Stuckerts Kirchenkunde der reformierten Schweiz (Gießen, Töpelmann 1910. 178 S. 5 Mk.), ein Buch, das den Lesern der Christlichen Welt angelegentlich empfohlen sei.*) Diese Vielgestaltigkeit bei so kleinen Verhältnissen mag den Angehörigen großer, einheitlicher Kirchenkörper fast lächerlich vorkommen, — sie ists doch, die uns früher als unsern Nachbarn die Gewissensfreiheit in der Kirche, oder eben besser in den Kirchen, hat bringen helfen. Sehen wir ja auch, daß die größte deutsche Kirche, die preußische, viel mehr von Fällen heimgesucht, viel heftiger vom kirchlichen Parteikampf durchwühlt wird als die der kleinern Bundesstaaten. Kleinere Verhältnisse können ja freilich, wie jede Kleinstadt zeigt, Zwistigkeiten auch verschärfen, aber sie haben auch den Vorteil, daß man sich in ihnen besser kennt. In einer Kirche wie der preußischen kann der „Irrgeist vom Rhein" Tausenden von frommen Seelen in Pommern oder Schlesien in den fürchterlichsten Farben gemalt werden, sie können sich nicht davon überzeugen, daß es anders ist. Auch in der Schweiz hat, als die liberale Theologie vor Jahren aufkam, mancher ängstliche Christ von den Reformern das Aergste vermutet, aber die kleinen Verhältnisse brachten es natürlicher Weise mit sich, daß der Augenschein schließlich jeden überzeugen mußte, daß die Gefürchteten weder Hörner noch Schwänze hatten. Die Verhetzung, die gefährlichste Waffe im kirchlichen Kampf, bedarf auf die Dauer der Distanz; da diese in unsern Kirchen zum Glück fehlte, lernte man sich mit der Zeit dulden, wenn auch noch nicht immer verstehen. Es war übrigens auch in der Schweiz so, daß in den beiden größten Kirchen, der Berner und der Zürcher, die Kämpfe wohl am heftigsten waren, und bis auf den heutigen Tag ist in Bern auch das kirchliche Parteiwesen insofern stärker ausgeprägt, als dort zwischen Positiven und Reformern eine organisierte „kirchliche Mitte" besteht.

*) Vgl. auch von demselben Verfasser: „Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant?" Hefte zur Christlichen Welt Nr. 55. Tübingen, Mohr 1906. 80 Pfg. D H

Noch ein Anderes war eine günstige Folge der kleinen Verhältnisse. Troeltsch schreibt von der Staatskirche, „die nicht gleich hundert Pfarrer absetzen kann." Warum kann sie es nicht? Weil der Lärm und das Aufsehen zu groß würde. In unsern kleinen Verhältnissen mußte die Absetzung eines Pfarrers schon fast ebenso wirken, wie wenn anderswo hundert abgesetzt worden wären. Das mußte den Kampf schon von vornherein vor den ärgsten Härten schützen. Freilich ohne Opfer ging es auch in der Schweiz nicht ab, aber so heftig der Streit auch tobte, sehr groß konnte die Verlustliste doch nicht werden.

2

Die zweite Wurzel hat unsere schweizerische Kirchenfreiheit in unserm Zug zum Praktischen, nicht zum Prinzipiellen, den wir mit unsern süddeutschen Stammesgenossen gemein haben. Wer nur einmal Gelegenheit hatte, etwa eine deutsche und eine schweizerische Studentenverbindung über Prinzipienfragen verhandeln zu hören, dem fällt ein starker Gegensatz auf; die Schweizer ertragen auch hier im Schoße derselben Gemeinschaft Gegensätze, die für ein deutsches, prinzipielle Klarheit liebendes Gemüt unvereinbar wären. Diese Neigung, sich unter Verzicht auf strikte Festhaltung des Prinzips den Verhältnissen anzupassen, hat sich auch in kirchlichen Dingen geltend gemacht und hat vielfach nicht den Kampf selbst, aber seinen Ausgang bestimmt. Ein hübsches Dokument dafür ist das kleine Heftchen, in dem der aus dem Amte scheidende Senior der Basler Reformer einen Rückblick auf die kirchlichen Kämpfe dieser Stadt tut: A. Altherr, Ein Abschiedswort. (Zürich, Aug. Frick 1911. 20 S. 30 Cts.) Da lesen wir z. B., wie hier 1873 der Kampf um den Gebrauch des Apostolikums bei Taufe, Konfirmation und Abendmahl ausbrach und im Großen Rat, der in der Staatskirche noch das oberste Wort zu sagen hatte, ausgefochten wurde:

> Während orthodoxe Fanatiker kurzweg den Austritt der Petenten und ihrer Gesinnungsgenossen aus der Kirche verlangten und ein greiser Ratsherr erklärte, er wolle seine Hand dafür ins Feuer halten, daß in Basel die beiden Richtungen nie unter einem Kirchendach zusammenleben werden, war die Mehrheit milder gesinnt. Besonders großen Eindruck machte die Rede eines hochangesehenen Mannes, der mit tapferm Freimut bekannte, wie ihm einst bei der Konfirmation, die eine Stunde der höchsten Weihe sein sollte, das Bekenntnis schwere Seelenpein bereitet. Das war kein Reformer, kein Schwärmer und Freigeist, kein Radikaler und Sozialist! In wie vielen Mitgliedern des Großen Rates mochte die Rede ähnliche Erinnerungen wachrufen? Es wurde mit Mehrheit beschlossen, den Reformern ein Stück weit entgegenzukommen. Man wollte den Gläubigen das Bekenntnis nicht nehmen und doch das Beisammenbleiben der verschiedenen Richtungen ermöglichen. Wie machen? Es wurde beschlossen, die Einleitungsworte zum Bekenntnis zu ändern. Statt bekennet sollte es heißen: Vernehmet das Bekenntnis des christlichen Glaubens!

Das war nun freilich ein Kompromiß, der nicht haltbar war. Ein positiver Pfarrer, J. J. Riggenbach, sträubte sich dagegen und legte, als ihm der ganz aus Positiven bestehende Kirchenrat deshalb das Taufen untersagte, sein Amt nieder. An seine Stelle wurde 1874 von der Gemeinde als erster liberaler Pfarrer in Basel Altherr gewählt. Hören wir ihn selbst den weitern Gang der Sache schildern:

> Ich erklärte gleich nach meiner Antrittspredigt, daß ich wünschen müsse, vom Gebrauch des apostolischen Glaubensbekenntnisses entbunden zu werden, denn bekennen könne ich manche Sätze desselben nicht und

sie bloß zu vernehmen, scheine mir keinen Sinn zu haben. Mein sofort an die Kirchensynode gerichtetes Gesuch hatte, für mich unerwartet, Erfolg. Die in ihrer Mehrheit positive Synode empfand ein menschliches Rühren, Achtung vor dem Gewissen und beschloß 1875: „die jetzige Liturgie bleibt das Kirchenbuch von Basel, aber es ist kein Geistlicher daran gebunden." Keiner. Das war, so komisch die Form lautet, gut, viel mehr und Besseres, als ich verlangt hatte. Freiheit für Alle. Das war im Grunde schon die Bekenntnisfreiheit in der Basler Kirche, eingeführt von einer mehrheitlich positiven Synode.

Genau derselbe Vorgang spielte sich, nur mit vertauschten Rollen, fast gleichzeitig in der Ostschweiz ab. In der Kirche des Thurgaus hatte der Liberalismus bereits die Mehrheit gewonnen und die gemischte Synode führte 1874 eine Liturgie ein, die das Apostolikum nicht mehr enthielt. Einige positive Pfarrer weigerten sich, sie zu brauchen, und einer von ihnen, Dekan Steiger von Egelshofen, trat infolge des Streites mit 32 Gemeindegliedern aus der Landeskirche aus und gründete die noch heute bestehende freie Gemeinde Emmishofen. Die Sache machte Aufsehen. Dreiundachtzig Pfarrer — darunter vor allem die positiven Pfarrer Basels — protestierten und forderten von der Schweizerischen Prediger-Gesellschaft, die sich 1875 in St. Gallen versammelte, sie solle Einspruch gegen die im Thurgau erfolgte Unterdrückung der Gewissensfreiheit erheben. Die Gesellschaft konnte als inoffizieller Verein einer kantonalen Kirchenbehörde nichts vorschreiben; die Thurgauer Synode aber beschloß 1876:

Die 1874 von der Synode angenommene Liturgie ist die in der evangelischen Landeskirche des Kantons Thurgau offiziell eingeführte Liturgie. Es bleibt jedoch den Geistlichen des Kantons gestattet, neben dieser Liturgie auch noch andere schweizerische reformierte Liturgien ganz oder teilweise zu gebrauchen, sofern sich dagegen in der Gemeinde des betreffenden Pfarrers keine Einsprache erhebt. Wird aber Einsprache erhoben, so kann die Einberufung der Kirchgemeinde nach Maßgabe der hierüber bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und die Entscheidung derselben verlangt werden.

Also die positive Basler und die liberale Thurgauer Synode handelten schließlich genau gleich. Im Vordersatz wird das Prinzip gewahrt, im Nachsatz wird es der Praxis und dem Frieden geopfert. Das durch einzelne prinzipielle Naturen gemachte Aufsehen hat in den kleinen Verhältnissen seine Wirkung getan. Man will weiteres Aergernis vermeiden. Man ist auch wirklich menschlich gerührt. Das Alles wirkt zusammen, erweicht das starre Prinzip und führt zum Kompromiß. Das sind natürlich nur zwei aus den Kämpfen herausgegriffene Beispiele, aber sie sind typisch für die schweizerische Eigenart darum, weil sich der Vorgang in beiden theologischen Lagern fast gleich abspielt. In dieser geistigen Veranlagung des Schweizers, die freilich nicht ohne weiteres ein Vorzug ist, sondern auch zur Schwäche werden kann, wurzelt guten Teils unsere Kirchenfreiheit.

3

Eine dritte Wurzel liegt in der **Bedeutung der Einzelgemeinde**. Der Beschluß der Thurgauer Synode zeigt, wie hier die Landeskirche die Entscheidung, welche Liturgie der Pfarrer zu brauchen hat, in die Hand der Einzelgemeinde legt. Die Einzelgemeinde, die ihren Pfarrer selber wählt, die in mehrern Kantonalkirchen ihn auch selbst besoldet, ist natürlich für den Laien eine viel konkretere Darstellung der Kirche als die Landeskirche, die kaum mehr als eine Verwaltungs-Einheit ist. Das tritt z. B. recht deutlich hervor in dem kürzlich von dem Winterthurer Pfarrer **von Greyerz** veröffentlichten Büchlein **Laienwünsche an die schweizerisch-reformierte Landeskirche**. (Bern, Francke 1912. 70 S. 80 Cts.) An der überaus interessanten Schrift ist nur der Titel etwas irreführend, denn der größte Teil der Laien, die dem Herausgeber auf seine Frage ihre Wünsche mitteilten, geht nicht vom Begriff der Landeskirche aus, sondern meistens von dem, was eben jeder von Wünschen für seine „Kirche", d. h. eben für seine Gemeinde, seinen Pfarrer, Organisten usw., auf dem Herzen hatte. Dieser independentistische Zug des Schweizer Kirchenwesens, die überwiegende Bedeutung der Einzelgemeinde vor der Landeskirche, kommt freilich nicht in allen Verfassungen unserer Kirchen gleich stark zur Geltung. Am stärksten wohl in Graubünden, Glarus und Appenzell. Hier geht er direkt in die Zeit der Reformation zurück, die in diesen Gebieten rein als Entscheidung der Einzelgemeinden angenommen oder verworfen wurde. Aber auch da, wo aus der Reformation nicht nur Gruppen verbündeter reformierter Gemeinden, sondern reformierte Staatskirchen entstanden, wie vor allem in Zürich, erlebte nicht nur das Land, sondern die einzelne Gemeinde ihre besondere Reformationsgeschichte. Eine der ergreifendsten dieser Dorf-Reformationen, der auch die Größe wirklichen Martyriums nicht fehlt, ist uns neuerdings literarisch zugänglich gemacht in **Alfred Farners Geschichte der Kirchgemeinde Stammheim**. (Zürich, in Kommission A. Müller 1911. 464 S. 10 Frs.) **Zwingli** selbst hat dem independentistischen Zug die Formel gegeben, als er bei der zweiten Zürcher Disputation im Hinweis auf zwei Dörfer der Nachbarschaft rief: „Ja, Höngg und Küsnacht ist ein gewüssere kilch dann all zusammengerottet bischof und pöpst!" und so die konkrete Einzelgemeinde in Gegensatz zu der im Konzil vertretenen Gesamtkirche stellte. Freilich, im weitern Verlauf der Geschichte ist dann doch in den meisten Kantonal-Kirchen das Gemeinde-Prinzip von der Staatskirche verschlungen worden, und erst das neunzehnte Jahrhundert ist zu ihm zurückgekehrt. Keineswegs aber so, daß der kirchenrechtliche Kampf ums Recht der Einzelgemeinde so mit den dogmatischen Auseinandersetzungen verschlungen gewesen wäre, wie wir dies etwa bei den letzten „Fällen" in der rheinisch-westfälischen Kirche gesehen haben. Es ist eigentlich kaum irgendwo in der Schweiz prinzipiell um das Problem Landeskirche oder Einzelgemeinde gerungen worden, sondern das Gemeindeprinzip hat in den dogmatischen Kämpfen mitgewirkt, mehr nur als allgemeine, aber feste Stimmung und Volksmeinung, daß es Sache der Gemeinde sei, einen Pfarrer nach ihrem Willen zu haben, eine Stimmung, gegen die im Konfliktsfall kaum eine Kirchenbehörde aufgekommen wäre. Anzunehmen, unsere Gemeinden hätten, weil sie kirchenpolitisch selbständiger sind als die deutschen Gemeinden, auch mehr selbständiges religiöses Gemeindeleben als diese, wäre trotzdem falscher Selbstruhm. Wirkliches Gemeindeleben in diesem Sinne zu wecken, das bleibt auch für die Schweizer Pfarrer noch eine Aufgabe, und wir sind in ihrer Lösung nicht weitergekommen als unsere deutschen Kollegen.

4

Daß die größere kirchenpolitische Selbständigkeit der Gemeinde nicht die Frucht religiösen Gemeindelebens gebracht hat, das mag daran liegen, daß die kirchliche Entwicklung nicht ein Ding für sich, rein religiösen Charakters war, sondern in engem Zusammenhang mit der politischen Geschichte unseres Volkes stand. In dieser **Verknüpfung der kirchlichen Kämpfe mit der Politik** sehe ich die vierte und vielleicht stärkste Wurzel unserer Kirchenfreiheit. Schon die demokratische Schulung unseres Volkes hat wohl dem kirchlichen Parteikampf ein rascheres Tempo gegeben und damit auch zu rascherem Ausgang mitgeholfen. Dann aber ist im Ganzen in allen reformierten Kantonen die politische Entwicklung seit den dreißiger Jahren liberal gewesen. Die alten, patrizisch-konservativen Regierungsformen der Restaurationszeit mußten demokratischen Platz machen. Die Volksrechte wurden mehr und mehr erweitert und damit eben auch — freilich nur indirekt, denn manche der liberalen Kantonsregierungen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wollten von Selbständigkeit der Kirche nicht viel wissen — die Rechte der Gemeinde gesteigert. Nicht durch den politischen Liberalismus, aber mit ihm ist vielfach auch der theologisch-kirchliche Liberalismus zu seiner jetzigen Stellung gelangt. Falsch wäre es freilich, trotz vielfacher Personal-Union, die beiden Bewegungen in eins zu setzen, dazu gab es zuviele Abweichungen und Ausnahmen; falsch ist es auch, in der Reformbewegung bloß einen Ableger des politischen Liberalismus auf kirchlichem Gebiet zu sehen, dazu lag in der Bewegung zuviel eigene religiöse Kraft. Aber trotzdem, ohne die starke politisch-liberale Strömung wäre auch die kirchliche Entwicklung wohl nicht soviel früher als in Deutschland bei der Gleichberechtigung der Parteien, bei der Gewissensfreiheit in der Kirche angelangt. Vor allem sind doch wohl auch unsere Positiven, die sich im Großen und Ganzen mit den politisch Konservativen decken, zu der Toleranz gegenüber ihren kirchlichen Gegnern, die z. B. bei der Neugestaltung

der Basler Kirchenverhältnisse deutschen Betrachtern so sehr auffiel, nicht bloß aus angeborenem Edelmut gekommen, sondern vielfach hat eben die politische Lage, die den Konservatismus zur Minderheitspartei machte, sie zu dieser Tugend erzogen. Ueber den Zusammenhang der kirchlichen und der politischen Kämpfe in der Schweiz ist im zweiten Band von Blöschs Geschichte der schweizerisch-reformierten Kirchen (Bern, Francke 1899) zwar schon recht viel zu finden; da aber sein Werk nicht über die beginnenden siebziger Jahre hinausführt, so fehlt uns eine Darstellung gerade der Zeit, in der die scharfen Kämpfe in den jetzigen Zustand der Verträglichkeit übergingen und die alten Probleme zum Teil ganz neuen Platz machen mußten. Eine Kirchengeschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert ist ein Buch, das geschrieben werden sollte.

5

Die vier genannten Wurzeln haben zusammen unsere schweizerische Kirchenfreiheit emporsprossen lassen, deren Früchte wir dankbar genießen. Einzelne dieser zusammenwirkenden Umstände finden sich ja auch auf deutschem Gebiet: so die Kleinheit der Verhältnisse etwa in den Hansastädten oder den sächsischen Herzogtümern, die mehr praktische, als prinzipielle Veranlagung des Volkscharakters in Württemberg, die liberale Staatspolitik in Baden; aber das Zusammentreffen der Vorbedingungen gerade ists, was uns Schweizern unsere vielbeneidete Freiheit gibt. Das aber muß uns auch davor hüten, uns etwa den deutschen Brüdern als Vorbild empfehlen zu wollen, denn dieser Dinge können wir uns weder als unserer Verdienste rühmen, noch lassen sie sich irgendwo einfach kopieren. Auch bei unserer kirchlichen, wie bei der politischen Entwicklung unseres Landes werden wir immer wieder an den alten Spruch erinnert: Hominum imprudentia ac Dei prudentia Helvetia regitur. (Durch der Menschen Versehen und Gottes Vorsehen wird die Schweiz geleitet.) Und das wird wohl auch für Deutschland gelten. Gottes Macht, nicht menschliches Machen wird den kirchlichen Kämpfen den rechten Ausgang geben.

Rudolf Schwarz

Zur Entwicklungsgeschichte eines deutsch-nationalen Katholizismus

Im Fränkischen Kurier las ich vor wenigen Tagen (19. II. 1913) ein Zitat aus dem Trierer Petrusblatt, das in sehr bedenklicher Weise den nationalen und den katholischen Gedanken nebeneinander stellt. Es heißt da:

> Nicht begrüßenswert ist es vor allem, wenn Katholiken den Nationalismus über den Katholizismus stellen, wenn sie nur eine nationale Kultur, Literatur und Kunst anerkennen und wenn sie nicht begreifen, daß Nationalismus und Katholizismus direkt unvereinbar sind und daß der weltumspannende katholische Gedanke hoch selbst über dem berechtigten nationalen steht.

Diese Sätze wären bis auf den von der Unvereinbarkeit zwischen Nationalismus und Katholizismus wenigstens begreiflich, wenn sich faktisch ein überspannter Nationalismus in katholischen Kreisen geltend machte; nur nationale Kultur, Literatur und Kunst anerkennen und den Nationalismus über den Katholizismus stellen, mag in der Tat zu einer religiösen Gefahr werden. Noch immer würde auch dann die Behauptung daß „Nationalismus und Katholizismus direkt unvereinbar" seien, den Vorwurf unnationaler Gesinnung begründen. Aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen und im Zusammenhang verrät die ganze Auslassung des katholischen Blattes einen groben Mangel an nationalem Empfinden und nationalem Takt. Die Wirkung auf den einfachen Leser zumal, der aus Gewohnheit und Leidenschaft in glatten Antithesen denkt, muß eine entnationalisierende, zum mindesten eine das nationale Leben in der Kirche erstickende und die von ihm ausgehenden Anregungen hintanhaltende sein. Und solche Aeußerungen sind es, die das nationale Mißtrauen gegen den Katholizismus immer von neuem wecken. Man darf auch wirklich die Gefahr nicht verkennen, die in solcher Gesinnung liegt — und in dem System, aus dem sie immer wieder erwächst.

Aber es wäre ungerecht, nur diese Seite in der katholischen Entwicklung hervorzuheben. Der Katholizismus unserer Tage ist keine einheitliche Erscheinung, und selbst wo er einheitlich in der Erscheinung ist, hat auch er seine Unterströmungen, die den Fluß seiner Entwicklung bald schwächer bald stärker mitbestimmen. Er hat seinen Revisionismus und seinen Impressionismus. In dieser Hinsicht außerordentlich interessant ist eine Stelle in einem kürzlich (3. Februar) von dem katholischen Akademikerausschuß Münchens veranlaßten Vortrage des derzeitigen Bischofs von Speyer Dr. Faulhaber. „Wir Akademiker und die Kirche" lautete das Thema, das geistreich, allgemein fesselnd und ohne Kränkung Andersgläubiger durchgeführt wurde. Der Vortrag ist im Wortlaut abgedruckt z. B. im Rheinpfälzer (9. und 10. Februar), aus dem ich folgende Sätze zitiere:

> Die Kirche hat auch der nationalen Eigenart ihre Rechte eingeräumt . . ., sie geht in den Bahnen des Evangeliums, indem sie sowohl dem individuellen Ich wie dem nationalen Ich sein gutes Recht in der Gesamtkirche eingeräumt hat. Die Kirche will nicht uniformieren; wie sie nicht alle Fahnen der verschiedenen Völker zusammenbindet, so hat sie auch dem nationalen Element das zugestanden, was ihm gebührt. Diesen allgemeinen Obersatz dürfen wir auch getrost anwenden auf uns Deutsche. Lassen wir die Romanen auf ihre Art und Weise beten*) und ihre Treue zur Kirche dartun, nicht minder aber dürfen auch wir Deutsche auf unsere Art unser Gebet verrichten und unsere Treue zum Stuhle Petri auf unsere Art manifestieren. Der heilige Vater hat uns dieses Recht ausdrücklich zugesprochen, indem er uns einen Nuntius geschickt hat, der unser Volksempfinden versteht und unsere Sprache spricht. Eine Eigenart des Deutschen ist es im Gegensatz zum Romanen, an allem Kritik zu üben; aber in dem Kritisieren des Deutschen liegt vielleicht mehr Interesse am Ganzen als in der indifferenten Resignation des Romanen. Unsere Art ist es, daß wir den gebildeten Laien aufrufen und ihn an die Seite des Klerus stellen. Wir Deutsche brauchen das Laienapostolat und freuen uns seines Besitzes. Aber deshalb sind wir gewiß keine Kirche zweiter Güte und meinen es ernst mit unserer Kirche und unserem Gott.

In solcher Gesinnung weiß sich nationales Leben geborgen. Und es läßt sich nichts dagegen einwenden, wenn darnach der Bischof fortfährt:

> Wenn aber die berechtigte individuelle Eigenart extremer Chauvinismus werden will, so stellt sich ihm mit eiserner Wehr entgegen das Wort von der Gemeinschaft der Erlösten als ein Imperativ für die einzelnen Nationen.

Ich meine doch: solch ein Wort ist des Aufhebens wert, um seiner selbst willen wie um seines Autors willen. Auf dem Speyerer Bischofsstuhl saß noch kaum eine geistesmächtigere Persönlichkeit als der ehemalige Straßburger Professor, ein Mann voll tiefen religiösen Ernstes und sozialen Gemeingefühls, gelehrt und weitblickend, von glänzender Rednergabe und imponierender Erscheinung. Dem Eindruck seines Wortes entzieht sich nicht leicht einer seiner Hörer. Er ist berufen, eine besondere Stellung einzunehmen unter den geistigen Führern seiner Kirche, und seine Gesinnung wird einmal noch größere Kreise beeinflussen als jetzt. Sollte uns das nicht Hoffnung geben auf eine Stärkung des nationalen Zuges in dem Katholizismus unserer Zeit? Wie so ganz anders redet doch dieser Mann als seine Mitbischöfe zu der Zeit, da der deutscheste Mann eine nationale Reformation der Kirche Deutschlands forderte! Wenn er sich nun der Bedeutung nationalen Lebens in der Kirche bewußt wird: sollte er da nicht auch einmal die Stelle finden, wo die geschichtliche Quelle unseres nationalen kirchlichen Lebens entsprungen ist? Wenn er die deutsch-nationale Eigenart als besonders wertvolles kirchliches Gut rühmt: sollte er dann nicht auch Verständnis haben oder gewinnen für den Mann und seine Zeit, denen wir und er diese nationale Eigenart im kirchlichen Leben verdanken? Man kann nicht Luthers Sprache sprechen und von Luthers Sinn in sich tragen und sich dauernd der Größe des Mannes verschließen, dem man so viel verdankt. So hoffen wir, daß kirchlich-nationaler Geist zu besserer Würdigung der Reformationstat führt, zu größerer gegenseitiger Achtung unter den Konfessionen und damit zum Frieden innerhalb der Nation.

August Schowalter

*) Was leisten jetzt wieder die Cahiers romains an Entdeckungen von Modernismus in der deutschen katholischen Kirche! D H

Unter den Kabylen

Aus einem Tagebuch

1

Einmal fünf Monate allein sein zu dürfen, ganz allein im nordafrikanischen Hochgebirge, fern von der Halbkultur Algiers und dem verzehrenden Leben der Großstadt, allein in der Einsamkeit eines wunderbaren Hochlandes, das von fern herüberscheint mit schneebedeckten Domen, nach dem das Ohr hinhorcht über Hunderte von Meilen hinweg wie nach einem fernen Choral, der irgendwo aus den Lüften herüberklingen muß, — das war mir eine willkommene Einladung.

Zehn Stunden jagt der Schnellzug von Algier ostwärts durch die große, fruchtbare Ebene, durch ein Paradies von Weingärten und Weizenfeldern. Man könnte in Südfrankreich sein oder in der Poebene. Rechts und links schneeweiße Häuschen und Villen, fleißige Kolonisten, die dem afrikanischen Boden sein Korn, seinen Wein und sein Gold abringen. Es ist ein arbeitsames, hartes Geschlecht. Hier in Nordafrika entsteht eine ganz neue französische Kolonialbronze, in der im Osten die Italiener, im Westen die Spanier das Kupfer bilden und in die, wie überall, die Juden ihr Gold hineinmischen, aber nicht einen Feingehalt an sittlichen Werten, sondern den schmutzigsten Mammon. Und der Araber, der einst Herr im Lande war, muß nun der Fellah sein und für den Rumi schlechtbezahlte Arbeit tun.

Aber jetzt kommt langsam eine andere Landschaft. Ganz ungewohnte Formen und Farben! Das ist Afrika! Ans Fenster gestellt! Wunderliche Bergformationen, fremdartige Bäume. Ein eigentümliches Leuchten über der ganzen Landschaft, eine milchige Mischung von bleichem Morgenlicht und blendender Mittagshelle. Jetzt sinkt Europa in der Erinnerung zusammen; ein geographischer Begriff angesichts der afrikanischen Wirklichkeit. In Algier war man eben trotz 1000 Kilometer Entfernung, trotz Araberstadt und Palmenhainen noch halb im lebendigen Europa. Es war das Meer, die lebendige Brücke, die die afrikanische Stadt noch mit der europäischen Heimat verband. Aber nun gehts mit Schlaf- und Speisewagen hinein in die große, fremde Weite, die die Menschen seit uralter Zeit Afrika nennen. Jetzt durch die wilde Isserschlucht an Palestro vorbei. Dann lange, weite Einsamkeiten. Ein Stationsgebäude! — — einsam, menschenleer. Mächtige Waldungen von Korkeichen. Rechts und links hohe Bergwände, breite, versandete Flußtäler, rasselnde eiserne Brücken, ein paar Hütten, Menschen, Vieh. Dann verschlingt ein Tunnel alles. Wenn es wieder helle ist, findet man seine verstaubte und heruntergerüttelte Menschlichkeit in Beni Mansur wieder, einem trostlosen Gehöft. Europäische und eingeborne Eisenbahner springen durcheinander. Kaum daß man ausgestiegen, fährt der Zug schon weiter. Langsam klappern die kurzen, gebrechlichen Wagen vorbei. Flüchtig sieht man hinter Fensterscheiben ein paar müde europäische Gestalten, eine Generalsuniform, schwarzhaarige Frauen, weiße Turbane, rote Fese; in den letzten Wagen ein Durcheinander von bärtigen Gesichtern, braunen Armen und schmutzigen Burnussen. Dann ist der Bahnsteig still. Der Strom des Lebens ist vorbei. Er kommt vor morgen Abend nicht mehr an Beni Monsur vorüber.

Abseits wartet die Postkutsche, eine gutmütige, freundliche, alte Postkutsche. Früher, als sie noch jung und hübsch war, fuhr sie stolz und vielbegehrt durch die Provence im glücklichen Frankreich. Aber das ist schon lange her; noch ehe die Eisenbahnen und Automobile aufkamen. Als sie aber alt zu werden anfing, wurde sie entbehrlich, — wie alle alten Leute. Da sagte man ihr ganz einfach, sie könne gehen. Da ging sie eben, — nach Afrika, und fand dort trotz ihrer alten Tage eine neue, dankbarere Heimat, die sie wieder zu Ehren brachte. Und wie sie jetzt hinter einem Viergespann arabischer Hengste steht, wohl etwas zerschunden und geflickt, da muß man doch sagen, sie hat sich recht gut konserviert und eingelebt, sie paßt ganz zu den verstaubten Kakteen am Weg, zu dem kahlen, niedrigen Postgebäude, zu den etwas verwilderten afrikanischen Europäern und den vielen braunen Kabylen, die sich reisebeflissen herbeidrängen. Kaum, daß ich noch Platz finde mit meinen Koffern, neugierig und mißtrauisch von den Eingeborenen betrachtet: Was will denn der Rumi bei uns im Kabylenland! Aber die alte Postkutsche ist froh an mir; sie hat nicht viel Europäer fahren dürfen, seitdem sie in Afrika ist. Sie wärmt mir all die alten Erinnerungen auf, aus der Zeit, da sie noch jung und hübsch war, und unermüdlich erzählt sie mit knarrender Achse, wies damals war, vor fünfzig Jahren. Und dann hopst sie über Steine und Gräben, um mir zu zeigen, wie jung sie noch sei, daß die alten Planken nur so krachen und die Reisenden durcheinandertorkeln. So gehts in die Nacht hinein. Die Hufe klappern langsamer, es geht hinauf ins Hochland. Und jetzt in der schwarzen, schweigsamen afrikanischen Nacht, wo Auge und Ohr nichts mehr zu tun haben, da werden die anderen Sinne wach; Geruch und Gefühl werden da eins. Im Kupee ein intimes Duften von verschwitzten und verstaubten Menschen, von feuchtem Leder und kaltem Tabaksdunst; von draußen aber strömt die Urkraft der afrikanischen Erde herein, ein scharfer, warmer Erdgeruch, vermischt mit Blütenduft, — Thymian, Lavendel und Minze, — — — wir sind also jetzt tief in Afrika, — man nickt noch ein paar mal schlaftrunken mit den Andern zusammen, — — in Afrika — — — auf einmal Trab, ein Ruck, Auffahren, eine Laterne, — nach sechszehnstündiger Reise todmüde bei Herrn Griffiths in Tasmalt.

Tasmalt ist ein armseliges Kabylendorf am Südrand des Dschudschuramassivs. Es soll aber eine französische Kolonie hier angelegt werden. Ein großer Platz ist abgesteckt, die Hauptstraße trassiert, die Markthalle steht schon, die Brunnen sind gegraben. Aber keine Menschenseele ist zu sehen. Es ist alles noch wie ein großes, leeres, weißes Blatt. Ein langes, schmales Rechteck ist mit einer niedrigen Mauer umgeben: der Friedhof, jetzt noch der leere Rand, auf dem aber bald der Tod seine Anmerkungen machen wird. So macht mans hier bei uns in Nordafrika immer. Zuerst kommt der Friedhof, und dann erst baut man die Siedlungen der Lebendigen. Und Mancher, der in jenen Fiebergegenden Grund und Boden erworben hatte, tut bald seinen letzten Gang, hinaus auf den Totenacker und besiedelt sein Grab. — — Das ist der ganze Unterschied: zuerst ein paar Zoll über der Erde, und dann ein paar Zoll unter der Erde. — — Die Franzosen haben nicht viel Glück mit ihren neuen Siedlungen. Es sterben zu viele der Kolonisten weg, die Eingeborenen kaufen das Gemeindeland zurück, Nachkommenschaft und Zuzug hören auf, der Friedhof wird bald größer als die Stadt der Lebendigen.

Aber jetzt weiter per Maultier, 2000 m hoch hinauf zum Tirurdapaß, dem Zugang zum Herzen des Kabylenlandes. Das ist ein schwieriger Weg, den oft schon auch die Weltgeschichte zu gehen versuchte. Hier zogen nacheinander Römer, Byzantiner, Vandalen, Araber, Türken, Spanier und Franzosen durch. Sie alle sahen in dem mächtigen Gebirgsstock den strategischen Schlüssel zu Mauretanien. Aber nur den Franzosen gelang es, das Bergmassiv zu durchstoßen: Fort National in 1000 m Höhe, „der Dorn im Auge Kabyliens" wie die Eingebornen sagen, hält die Dschurdschurakabylen auf immer im Zaum. — Hier in ihren Bergen fanden die Berbern immer wieder Schutz vor kolonisierenden Eroberern; auch 1300 Jahre Islam haben ihnen nicht viel geschadet. Und so blieben sie trotz der Jahrhunderte voll Kampf, Not und Unterwerfung ein trotziges Geschlecht, das seine Freiheit in immer unzugänglichere Bergdörfer in Schutz brachte, bis sie endlich von allerlei französischer Zivilisation, von Soldaten, Kanonen, Polizeistationen, Straßen, Schulen und Eisenbahnen in ihrer Bergfestung eingekreist wurden und nun stille halten müssen.

Dort oben liegen ihre Dörfer auf Bergrücken und Felskuppen, hinter Stein- und Kaktusmauern, zusammengehorstet wie Adlernester. Kaum, daß hier dem Reisenden, wenn überhaupt je einer hier durchkommt, ein Gruß zu teil wird. Schweigend und trotzigen Blicks lassen mich die Männer passieren, den Mädchen und Frauen bin ich eine meerferne, unverstandene Seltsamkeit, den zahlreichen Kötern aber ein schändlicher Spitzbube, dem kein Hundepardon gegeben werden darf. Als Rumi ist man eben hier nicht wohl gelitten, weder bei Mensch noch Vieh. Auch mein Maultier scheint mir nicht sehr gewogen zu sein. Es trägt mich auf selbstgesuchten Wegen, über Geröll, Felsen und rutschenden Boden an ganz tollen Schluchten und Abhängen vorbei! Wer sich etwa schon mit gebrochenem Genick im Grabe liegen sieht, tut hier gut, sich die Gebete für Reitende hinten im Gesangbuch mit lauter Stimme vorzulesen.

Aber nun wirds heiß, afrikanisch heiß. Senkrecht fallen die Sonnenstrahlen auf Kopf und Rücken. Den einzigen Schutz gegen diese stechende Sonne und ihre 45gradige Glut bildet ein dicker, wollener Burnus: Jäger hat doch recht! Aber man sinkt trotz allem in trostlose Schlaffheit und Gleichgültigkeit. Erst am Abend überkommt einen die Lust am Schauen und Genießen wieder. Und da sieht man dann hinunter in ein Paradies von mesopotamischer Schönheit. Hier hat Gott sicher zuerst angefangen, die Welt zu schaffen und alle Schönheit und Farben einer jungen Schöpfung ineinander fließen lassen. Könnte ich den Zauber dieser Welt nur in Worte einfangen! Wie mächtige Türme wachsen die Berge übereinander. In gewaltigem Wogenschlag schwingt sich der Dschurdschura in schwindelnde Tiefe hinunter in das breite Tal des Summam und drüben wieder hinauf in die Berge Kleinkabyliens. Das Tal und den Saum der Berge bedeckt fleißige Menschenarbeit, ein freundliches Grün von Oel- und Feigenbäumen. Hinter uns sitzen auf Sockeln von Urgestein die granitnen Riesen des Atlas, nackt und kahl, wie sie einstmals Mutter Erde in furchtbaren Wehen geboren hat. Aber von dort drüben her, vom dunstigen, flimmernden Horizont, dringt von der großen Sahara an die horchende Seele ein Lied, zitternd von Fieber und Glut, mit seinem schaurigen Rhythmus, Einsamkeit, Sonne und Tod. — — Wenn man nur in diesem Meer von Farben den herrschenden Ton finden könnte! Das bleiche Grün ferner Vegetationen, das dunkle Blau des abendlichen Himmels, im Westen schon violett gesäumt, das bebänderte Grau des felsenmächtigen Bergmassivs, ein Braun und Blau sich verschleiernder Hügelketten, und über allem ein opaliges Licht, das alle Farbengegensätze aussöhnt, alle Perspektiven verwischt! Und keine Stadt, kein Dorf mit Kirchturm und braunen Felderstreifen, die dem Auge einen Haltepunkt geben könnten in der Raumermessung! Alle menschlichen Siedlungen, all die vielen Kabylendörfer haben die Farbe ihrer Umgebung, eine natürliche Schutzfarbe angenommen, die sie im Landschaftsbild gar nicht hervortreten läßt. — — Aber trotz allen Reichtums, den die Natur an ihre nordafrikanischen Landschaften verschwendet, will kein rechtes, herzliches Genießen aufkommen; es fehlt das innere Mitfühlen beim Beobachter. Es ist eben ein fremdes Land, eine fremde Schönheit, für andere Menschen geschaffen. Dem Nordländer fehlt der kollektive Farben- und Formensinn, um das Gesamtbild einheitlich aufnehmen zu können. Wir suchen eine Landschaft immer in Gruppen und einzelne Stimmungsbilder aufzulösen; aber das geht hier nicht. Deswegen kein innerer Kontakt mit dem Landschaftsbild, sondern ein Gefühl des Unbefriedigtseins. Die Natur hat hier einen tiefen, langsamen Atem, mit dem unsere unruhige europäische Seele keinen Gleichtakt halten kann.

Und durch diese schöne, weite Welt gehts zwei Tage lang, durch menschenferne Einsamkeiten, in schweigender Gesellschaft eines Kabylen, der für Richtung und gutes Geleit verantwortlich ist.

Man könnte ein Buch schreiben nur über Felsen und geologische Merkwürdigkeiten, ein anderes nur über Bäume, Formen und Farben, eine ganze Bibliothek über Menschen, schöne und häßliche, — Männer von fürstlichem Wesen, Patriarchen mit biblischer Würde, Frauen wie Königstöchter, Mädchen geschmückt wie zur Hochzeit, mit schweren,

silbernen Gehängen und großen, verträumten Augen, — Menschen mit geradem, unverbogenem Sinn, aber auch Menschen mit ganz verfilztem Wesen. Auch ein Kapitel über Reitkunst könnte man schreiben, über die Kunst, zwölf Stunden lang die schlingernden Bewegungen eines kletternden Maultieres auf einem Kabylensattel mitzumachen. Dabei sind diese Maulesel, schon von Alters her, oft nicht wenig eigensinnig, boshaft und verstockt. Schon ein Psalmist hatte über sie zu klagen: es seien „unverständige Kreaturen, denen man muß Zaum und Gebiß ins Maul legen.“ Ich sah in Nordafrika manche Ritterschaft, die ein schlimmes Ende nahm, und kannte Manchen, der lieber mit zerschundenen Händen bergauf und bergab kletterte, als sein irdisches Heil und seine Reiterehre auf einen Maultierrücken zu setzen. Es ist eben auch nicht Jedermanns Sache, bei und nach einem derartigen Ritt eine gute Haltung auf diskreter Sitzfläche zu bewahren. Ein kräftiges, flinkes Reittier gilt unter Eingebornen oft seine 160—240 Duros (800—1200 Franken).

Sonne und Tod! Wo hab ich das nur gehört! Sonne und Leben heißts in der deutschen Heimat. Aber hier bringt die Sonne den Tod. Braun und Grau schwelt das verbrannte Gras am Boden, wie dürrer Zunder hängen die Blätter an den Bäumen, weiß wie ausgeglühte Altäre flimmern die Felsen in der Luft, blendende Kieselsteine und Pflanzenleichen deuten den Weg an, den früher ein Regenbach ins Tal hinunterstürzte, die schwere Luft zittert in der Hitze und das scheinbar eintönige Himmelsblau löst sich auf in Millionen schwebender Pünktchen und Kreise. Ein toller Tanz von Molekülen und Atomen vor den geblendeten Augen, im Hirn scheinen Funken zu sprühen, — rechts am Wege ein bleichendes Tiergerippe, — ein glühendes Fieber jagt durch die wild hämmernden Schläfen, große, schwarze Flecken schwirren vor den brennenden Augen, ein wildes Aufschreien der sich umnachtenden Seele bleibt schmerzend in der Kehle stecken, rechts und links eine große, schwere, schwarze Leere, ein harter Fall, — — — so müssen die gestorben sein, die hier unter den Steinen am Wege begraben liegen. Die Sonne hat sie in den Tod geschickt.

Endlich ein gebahnter Weg, der sich langsam zu Tale schlängelt. Wir können nicht mehr weit von Dschema-Sachridsch entfernt sein, wo mich bei Freund Roß ein herzliches Willkomm und kühle Ruhe erwarten. Und hier ist auch die Quelle, von der sie mir gesagt haben, eine Höhle in den Berg hineingegraben, mit Steinen ausgemauert. „Ich will Brunnen öffnen mitten in den Feldern.“ Eine Anzahl Frauen und Mädchen aus irgend einem benachbarten Gurbi sind da, um Wasser zu holen. Ihr lautes Schwatzen verstummt sofort, als sie meiner ansichtig werden. Halb erschrockene, halb neugierige Blicke. Ein paar heben rasch den irdenen Krug auf die Schulter und suchen leichtfüßig einen schnellen und unbemerkten Heimweg. Ein Mädchen wäscht sich eben in beschaulicher Ausführlichkeit im Quellwasser, während die anderen mit einem großen, ausgehöhlten Kork ihre Krüge füllen. Das sind sicher Frauen vom Stamme der Beni Fraußen, bei denen ich jetzt in Dschema lange Wochen wohnen soll, um ihr Freund und Arzt zu sein. „Ihr Töchter Fraußen . . .“ Aber halt! Ein anständiger Mann redet nicht mit Frauen im Kabylenland. Hier gelten andere Sitten. Ein züchtiges Benehmen fordert hier Schweigen und gesenkten Blick. — Nun weiß ich doch, wie die Sulamitin ausgesehen haben mag! Sie hatte dasselbe madonnenhafte Oval des Gesichts, diese feinen, schwermütigen Züge, diese großen, glänzenden, fragenden Augen, einen Silberschmuck, der wie ein Diadem die schweren, schwarzen Haare zusammenhält, kunstvolle Ohrgehänge mit eingelegter Arbeit, vielfarbige, buntgemusterte Gewänder, schlanke, braune Arme, die den vollen Wasserkrug leicht und graziös auf die Schulter heben, wiegende, trippelnde Schritte wie von Kinderfüßen: „Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, du Fürstentochter!“, heißts nicht so im Lied der Lieder? — heimliches Klirren silberner Kettchen und Spangen, . . . Photographieren? Wie taktlos! Ob man wohl um einen Schluck Wasser bitten darf? „Wirklich, du willst mir zu trinken geben? Akem ibarech Rebbi, a tamtoth — Der Herr segne dirs, o Frau.“ Sie hält mir ihren Krug zum Munde: „Möge dir dies Wasser dein Herz kühlen“, und springt mit fröhlichem Lachen davon, wie ein Kind, das einen lustigen Streich gespielt hat.

Nun sieht man endlich Dschema tief drunten im Tal. Es ist zwar nicht leicht, die unauffällige Schlichtheit des Dorfes in all dem Grün des fruchtbaren Tales zu entdecken. Aber da ist ja die weiße Moschee — eigentlich eine Seltenheit im Kabylenland —, deren schlankes Minaret sich über die Häuser emporliniert, kantig und spitz wie eine Herausforderung, wie eine Fechterposition, mit der der Islam von Dschema das bischen Christentum empfangen will, das da per Maultier den Berg herabgeritten kommt. Nun wir werden ja sehen. Mein Begleiter wird auf einmal ganz gesprächig. In seiner Heimat jenseits des Dschurdschura hat er noch nie so fruchtbares Land gesehen. Ein weiter Umkreis von Weizen-, Gerste- und Gemüsefeldern, viel Feigen- und Olivenbäume. Mein Weggenosse findet als frommer Mohammedaner eine schöne Erklärung: „Der Herr muß dieses Land lieb haben, darum daß er es so gesegnet hat.“ Jetzt sieht man auch das steinerne Viereck der englischen Missionsstation mit dem großen Garten; wie das so heimatlich aussieht. — — Ratlos irrt der Saumweg durch all die vielen Felsblöcke in unsicherem Zickzack den Abhang hinunter. Die ersten Gärten, durch Dorn- und Kaktushecken von einander getrennt. Ueberall sind Leute bei der Arbeit. Gruß und Gegengruß. „Wie reichlich dich doch der Herr gesegnet hat in seiner Güte und Barmherzigkeit!“ „Ja, Preis sei dem Herrn der Welten, er hat uns wohl bedacht.“ — „Der Friede sei mit Euch!“ „Und mit dir; möge der Herr deine Fußtapfen segnen!“ — Es ist schön, so zwischen Segenswünschen dahinzureiten.

Der nächste Tag findet mich in den Freuden und Leiden eines wirklichen Missionars, so wie er im Buche steht. In Algier fühlt man sich nicht als Missionar; die rechte Missionsarbeit beginnt da, wo Eisenbahnen, Automobile und siebenstöckige Häuser ein Ende haben. Ich soll hier in Dschema Freund Roß ablösen, damit dieser sich endlich an der See einige unbeschwerte Ferienmonate gönnen kann.

Wie wenig man doch weiß! Wie wenig man gelernt hat! Ich soll Arzt, Lehrer, Prediger, Gärtner, Maurer, Schreiner, Jäger und sogar Koch sein, ich soll auf jede Frage eine Antwort, für jede Not einen Rat wissen. Es ist einfach nicht auszumachen, was jetzt zuerst getan werden soll. Und da kommen sie auch schon in Scharen vom Dorf heraufgezogen, um mich zu sehen und zu grüßen. Zuerst der Vortrupp, ein großer, krabbelnder Kinderhaufen, dessen letzter Anhang noch auf krummen Beinchen einherwackelt, dann die Phalanx der Männer, geführt von den Aeltesten der Gemeine, und ganz hinten, halb versteckt hinter der Gartenmauer, ein paar Frauen, die die Neugier nicht zu Hause gelassen hat. Nun geht das Fragen los. Wer ich sei, was ich wolle, ob ich auch heilen könne wie Sidi Roß, ob ich viel Geld besäße, was mein Maultier koste, ob ich Sohn und Tochter hätte, und ob mein Vater noch lebe. Und hinter den Fragen kommen gleich die Wünsche, die sich hierzulande noch in der Befehlsform ausdrücken. „Gib mir eine Arznei für meine Augen!“ „Du mußt gleich mit mir kommen, denn meine Frau ist sehr krank!“ Einer braucht ein Wurmmittel und ein Anderer will ein Stück Brot. Wo soll man hier Anfang und Ende finden? Da bringen Belkassem und Elhauszin, die beiden Kabylenchristen, nach gewohnter Weise Ordnung in die Menge. Die Hausglocke wird geläutet, und langsam schiebt sich ein Haufe in den Versammlungssaal, um den täglichen Morgengottesdienst mitzumachen. Viele freilich, und ich glaube es ist die Mehrzahl, kehren heim zu ihren Hütten; das sind die, denen das Wort vom Kreuz ein Aergernis ist und die lieber leiden und hungern als die Botschaft von Christus dem Erlöser zu hören.

Im allgemeinen steht der gebildete, d. h. im Koran bewanderte Mohammedaner der Person Jesu und dem Christentum der Evangelien nicht feindselig gegenüber. Er achtet Jesus als einen der vierundzwanzig großen Propheten, die der Koran als Vorläufer Mohammeds erwähnt, in gleicher Linie mit Adam, Henoch, Mose, Jethro, David, Salomo, Elias und all den Andern, die den Weg bereitet haben für Mohammeds endgültiges Prophetentum. Ueber Geburt, Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn kann der korankundige Mohammedaner Manches erzählen. Vielleicht weiß er sogar auch, daß Jesus im Koran Ruch Allah, Geist Gottes genannt wird, ein Titel, den nicht einmal Mohammed sich beizulegen wagte. Der verständige Mohammedaner ist ein aufmerksamer Zuhörer in christlichen Versammlungen, er freut sich an Form und Inhalt der Gleichnisse, glaubt gern und ohne Schwierigkeit an die Wunder des Herrn, von denen ja auch der Koran Manches zu berichten weiß, entrüstet sich über die Feigheit und Grausamkeit der Juden, deren er bei dieser Gelegenheit mit ein paar Flüchen gedenkt, — aber dabei bleibt es auch. Einen Erlöser braucht der Mohammedaner nicht, weil sein Glaube, d. h. das Fürwahrhalten und Nachsprechen der Schehada, des Glaubensbekenntnisses, ihn auf alle Fälle der Seligkeit des Paradieses versichert. Wozu soll er denn da sein ruhiges Gewissen in die ihm fremden Erregungen der Buße und des Heilsverlangens hineintreiben, wenn Gottes Nachsicht und des Propheten Beistand der Sünden Menge decken am Tage des Gerichts?

Nach der Andacht ist Sprechstunde für die Kranken. In unserer kleinen Apotheke geht es bald zu wie in einem Lazarett. Da muß ein Geschwür geöffnet, dort ein Zahn gezogen werden; hier soll ich eine Wunde nähen und dort einen Magen auspumpen. Allerlei Pillen und Pülverchen wollen an den rechten Mann kommen und Dutzende von Wünschen befriedigt werden. Von Anatomie haben die Leutchen keine Ahnung. Das elegische „Mein Herz tut mir so weh“ ist nichts weiter als die Verkennung einer ganz gewöhnlichen Verstopfung. Magen und Eingeweide, als Hauptsitz der Empfindungen, werden kurzerhand mit Herz bezeichnet. Bei derartigen Fällen ist es ein wirkliches Vergnügen, mit einem explosiven Mittel ganz urplötzliche Erfolge zu erzielen: „es ist ihr ganzes Weh und Ach, so tausendfach, aus einem Punkte zu kurieren.“ Bei allen Hantierungen bin ich stets von einem dichten Kreis Neugieriger umringt, die mitfragen, miterklären und tüchtig mitschreien, wenn irgendwo Einem Etwas weh tut.

Frage und Bitte gehen von Mund zu Mund: Kannst du was, so erbarme dich unser und hilf uns! Ja, wenn man nur helfen könnte, so wie man helfen möchte! Wenn der Wille durch das Wort zur Tat werden könnte, wie es der Fall war bei unserem Herrn, dem unvergleichlichen Arzt. „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere denn diese tun.“ Warum können wirs nicht? Wir drücken uns um den Ernst dieser Frage herum mit der billigen Entschuldigung: Wir haben halt den großen Glauben nicht. Oder wir beruhigen uns bei der seichten Erklärung: So wirds ja gar nicht gemeint gewesen sein. — Ich weiß nur Eins: daß wir die Schüler eines großen Meisters sein wollen, aber nichts gelernt haben. — Vielleicht fehlt es am Mitgefühl? Oder am Willen? Dann müßte aber der gelehrteste Doktor die größten Wunder tun. Und nie ist sich der Arzt seines Unvermögens so sehr bewußt, als da, wo es nur ums Können geht. — Es gibt Aerzte, die viel erreicht haben durch Arbeit und eisernen Willen, und es gibt Aerzte, die für ihre Aufgabe geboren wurden. Man kann kein Arzt werden, man muß es sein. Der wirkliche Arzt gibt, nicht um zu nehmen, er gibt, um zu segnen, er heilt, um zu helfen, er lebt, um zu lieben. — — Man hat die geistige und sittliche Führung der Menschheit bisher den Predigern und Lehrern überlassen. Es kommt aber die Zeit, und sie ist nicht mehr fern, wo der Arzt den Menschen mehr sein wird als heute. Das wird dann ein neues Geschlecht von Aerzten sein, Abbilder des großen Menschenheilandes, der Arzt, Lehrer und Prediger in

einer Person war. Heutzutage halten sich aber so viele Priester der Wissenschaft lieber in der Nähe des Opferstocks auf als im Allerheiligsten. Doch in der neuen Zeit, da wird es unter den Predigern, Lehrern und Aerzten keine Mietlinge mehr geben, die ihre Dienste an die Menschen verkaufen und aus einem Heilandsberuf persönlichen Nutzen ziehen, sondern nur noch gute Hirten, die ihr Leben lassen für ihre Schafe.

Am liebsten pflege ich die Kinder. Das ist die jesusähnlichste Arbeit, die ich mir denken kann. Und wenn auf dieser Erde noch eine neue Religion zu gründen wäre, dann möchte ich haben, daß in ihr das Paradies allen Kinderärzten sowie natürlich auch allen Müttern ohne Weiteres verheißen würde. — Unsere Kabylenkinder sehen alle so ernst und versonnen aus; vielleicht ists nur die Scheu vor dem fremden Mann, vielleicht liegts ihnen aber so im Blut Ihre Gewandung läßt etwas zu wünschen übrig. Ich habe aus ästhetischen Gründen nichts dagegen einzuwenden, wohl aber aus gesundheitlichen. Ihre Hemdchen wissen offenbar nicht, was man von einem anständigen Hemd mit Fug und Recht erwarten darf. — Wer ein Volk von Grund aus kennen lernen will, braucht nur seine Kinder anzusehen. Wer es noch nicht wissen sollte, kann hier bei uns in Dschema lernen, daß der Herr die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Ein gutes Drittel der Kinder, die zur Sprechstunde ins Missionshaus gebracht werden, zeigt Symptome der hereditären Syphilis, und viele verdanken der Bestialität ihrer Väter und der Unwissenheit ihrer Mütter den Keim zu schweren und unheilbaren Krankheiten. — — Im Fastenmonat Ramadan sah ich eine Mutter, die ihrem drei Wochen alten Säugling die von der Natur bestimmte Nahrung nicht geben konnte, weil sie die Fasten einhielt. Nun erlaubt zwar der Prophet in dem ihm eigenen Verständnis für gesundheitliche Notwendigkeiten den Schwangeren, Wöchnerinnen und stillenden Müttern auch während der Fastenzeit Speise und Trank. Aber die meisten Frauen kennen diese Vergünstigung nicht oder aber wollen etwas Uebriges tun und fasten wie die Anderen von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Nacht. Da brachte nun die Frau ihren halbverhungerten Säugling, der wimmernd an den leeren Brüsten sog, und meinte in ihrer gottsträflichen Dummheit, ich müßte ihm ein Wundermittel geben, das ihn wieder zu Kräften bringe. Wenn ich vorhin allen Müttern„das Paradies zudachte, so wünsche ich natürlich solche und ähnliche in eine besondere Hölle. Eine Milchflasche ist, nebenbei gesagt, unbekannt in einem Lande, wo auf tausend Menschen vielleicht eine Kuh kommt und das Liter Milch mit 50 Centimen nicht zu teuer bezahlt wird. — Unter solchen Umständen ist die Säuglingssterblichkeit im Kabylenlande erschreckend groß. Alles Schwächliche und Kranke, das dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen wäre, schließt sich so von selbst aus; was nicht mitkommt, bleibt eben liegen und verdirbt.

Heute habe ich mich ein wenig an unser Faktotum Elhauszin angebiedert. Er ist ein ganz guter Kerl, hat aber sonst keine Verwendung für Geistesgaben. Ein rassereiner Kabyle ist er nicht; er wurde wahrscheinlich aus verschiedenen düsteren Sorten Menschen seit mehreren Generationen zusammengemischt. Er bekennt Christus als seinen Herrn, nur ist ihm noch nicht ganz klar, welche praktischen Folgen solch ein Bekenntnis im sittlichen Leben haben sollte. Auf seine Familie ist er ganz besonders stolz. Er entstammt einem alten Marabugeschlecht und nennt sich mit Nachdruck Si Elhauszin, Herr von so und so. Bei den Mohammedanern gilt ein Marabu schon zu Lebzeiten als Heiliger, und man sollte nun meinen, daß unser Si Elhauszin durch so viel fromme Ahnen allmählich direkt in die Heiligkeit hineingezüchtet worden wäre. Aber was er von seinen Vätern erbte, war weniger ein keuscher Sinn und ein frommes Gemüt, als ein großer Haufen Schlechtigkeit, der seinen gebrechlichen Körper belastet. Er wirds nicht mehr lange treiben.

Friedrich Rösch

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Von Harnacks Wesen des Christentums ist soeben das 61.—65. Tausend ausgegeben worden. So geht das Buch still seinen weiteren Gang. 2 Mk., gebunden 2,50 oder 3 oder auch 5.

Zu dem obigen Artikel über die schweizer Religiös-Sozialen vgl. 1912 Nr. 37 f., 1913 Nr. 3, 7, 10. Die Sache scheint mir wichtig genug, um die Diskussion nicht abzuschneiden. Natürlich können nur Beiträge noch aufgenommen werden, die Neues und Erhebliches zu sagen haben. Vgl. auch fortlaufend die beiden Organe „Evangelisch-sozial" und „Neue Wege".

In Elberfeld wurde am 8. Januar ein Bureau für Jugendfürsorge gebildet, eine Vermittelungsstelle für „Rheinisch-Westfälische Jugendgerichtshilfen und Jugendschutzvereinigungen." Das Bureau, dessen Leitung vorläufig Amtsgerichtsrat Landsberg in Lennep übernommen hat, erteilt Auskunft über Rechtsfragen des Jugendschutzes und Organisationsfragen der Jugendfürsorge. Man wende sich direkt an den Leiter. Dem Bureau gehören weiter noch an Frau Dr. Cronenberg-Solingen, Fräulein Pönsgen-Düsseldorf, Domkapitular Bartels-Paderborn, Pastor Erfurth-Elberfeld.

Unsre Leser und Leserinnen gedenken doch der Nationalspende für die Missionen? Die erste Quittung kommt in nächster Nummer.

Für die Herbstversammlung der Freunde der Christlichen Welt möchten wir als neuen Termin den 29. und 30. September ansetzen. Erfolgt Widerspruch? R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 31. März 4 Uhr präzise im Kaiserhof: Das religiöse Problem in Gerhart Hauptmanns Dichtungen. Pastor von Wicht in Garstedt.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 8. April 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Die Frömmigkeit der Freiheitskriege und das Problem einer deutsch-nationalen Weltanschauung. Professor Lic. Zscharnack.

Halle a. S. Freitag 11. April 8¼ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Kl. Klausstr.: Der zeitgeschichtliche Hintergrund der Bergpredigt. Oberlehrer Wienbeck.

Plauen i. V. Donnerstag 3. April 8¼ Uhr bei Trömel Oberstock: Auf welcher Seite steht Luther im Streit der kirchlichen Richtungen? Oberpfarrer Eger-Chemnitz.

Heitere, ältere **Dame** sucht Pension mit Familienanschluß in gebildeter Familie in schöner, geschützter, obstreicher Gegend Süddeutschlands. Garten, wo sie sich betätigen kann, Bedingung. Antworten unter „Froh und frei" an die Geschäftsstelle.

An der **evangelischen Kirche** von **St. Peter und Paul in Liegnitz** soll die

Stelle des 4. Pastors

alsbald neu besetzt werden. Das Gehalt dieser Stelle, das gemäß dem Pfarrbesoldungsgesetz vom 26. Mai 1909 zur 1. gesetzlichen Gehaltsklasse gehört, beträgt 2400 Mk. steigend von 3 Jahren zu 3 Jahren, 2 Mal um je 400 Mk., 4 Mal um je 500 Mk. und 2 Mal um je 400 Mk. bis 6000 Mk., wobei auswärtige Amtsjahre angerechnet werden. Ferner wird eine Ortszulage von 600 Mk. bis zum 3. Dienstjahre und von 400 Mk. vom 4. Dienstjahre ab gewährt. Außerdem wird ein Wohnungsgeld gezahlt, das bis zum 9. Amtsjahre jährlich 900 Mk., bis zum 12. Amtsjahre jährlich 1000 M., bis zum 18. Amtsjahre jährlich 1100 Mk. und über das 18. Amtsjahr hinaus jährlich 1200 Mk. beträgt. Dagegen sind Nebeneinnahmen nicht gestattet.

Bewerbungen sind alsbald an uns einzureichen.

Liegnitz, den 15. März 1913

Der Magistrat

Schüler finden **Pension** mit Beaufsichtigung der Schularbeiten und Nachhilfunterricht im evang. **Pfarrhaus Mainz-Mombach.**

17 Bände **Fromanns Klassiker der Philosophie,** sowie **Helmolts Weltgeschichte** (9 Bände), alles fast wie neu, hat billig zu verkaufen

J. Kauffmann Calw, Württ.

Billige Papiere

500 Bg. **Konzeptpapier** . . 2.— M.
500 „ **Kanzleipapier** holzfr. 3.— „
500 St. **Dienstkouverts** . . 1.50 „
500 Bg. **Billetpapier** „Rose" 1.25 „
500 „ **Billetkouverts** gefütt. 1.50 „
100 **Korrespondenzkarten** 0.30 „

J. Lissner, Breslau
Nikolaistrasse 126
Katalog u. Muster gratis u. franko

Florenz **Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Venedig **Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.**

Jugendpflegerin, gebildet, evangelisch, für eine Stadt Mitteldeutschlands gesucht, die sozial geschult, in der Arbeit weiblicher Jugendpflege erfahren, dafür begeistert und gefestigten Charakters ist. Nicht über 36 Jahre alt. Anfragen mit Lebenslauf und Gehaltsansprüchen unter **A. S.** an die Expedition.

Ausschreibung einer Pfarrstelle

Durch Erlaß des Herrn Ministers d. g. A. und des Evang. Oberkirchenrats ist in der Parochie **Rathenow** eine **4. Pfarrstelle** mit dem Amtssitz in Rathenow neu errichtet.

Das Stelleneinkommen richtet sich nach dem Pfarrerbesoldungsgesetz vom 26. Mai 1909. Dienstwohnung ist nicht vorhanden. Es wird dafür ein Wohnungsgeldzuschuß von 800 Mk. gewährt. Der Stelleninhaber ist verpflichtet, die Seelsorge im städtischen Krankenhause auszuüben.

Rathenow hat 26000 Einwohner und besitzt an höheren Schulen ein Realgymnasium und ein Lyzeum. Bewerbungen mit Lebenslauf und Zeugnissen sind an den Magistrat als Patron zu richten.

Der Magistrat

Die durch Wahl des bisherigen Inhabers in ein Pfarramt Ende April d. J. vakant werdende

Gemeinde-Hülfspredigerstelle

(Stellung seitens der Gemeinde unkündbar) soll baldigst mit einem ordinierten Kandidaten neu besetzt werden. Gehalt 2400 Mk.; Mietsentschädigung 300 Mk. für Unverheirateten, 600 Mk. für Verheirateten; eventuell werden Umzugskosten vergütet. Meldungen mit Lebenslauf sind an das Presbyterium der evang. Gemeinde **Werdohl**, Synode Lüdenscheid, z. Hd. des derz. Vorsitzenden **Pfarrer Philipp in Werdohl** (Westfalen) zu richten.

Sächsische kirchliche Konferenz

Frühjahrstagung Mittwoch den 2. April vormittags 11 Uhr im Kaufmännischen Vereinshause zu **Chemnitz i. Sa.**

Herr Lic. K. Bornhausen aus Marburg wird über „Die geschichtsphilosophischen Grundlagen des Glaubens“ und Herr Superintendent Müller aus Zwickau über „Die gegenwärtige kirchliche Lage“ sprechen

Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein

Pirna im März 1913. **Sup. Kröber**

Vierter Evangelischer Gemeindetag

in Dresden vom 21.—23. April

Montag den 21. April, Abends 6 Uhr: Musikalische Abendandacht mit Ansprache von D. Sulze in der Dreikönigskirche, der Kirche D. Sulzes. — Abends 9 Uhr: Zwanglose Begrüßung der Teilnehmer.

Dienstag den 22. April, Vormittags 11 Uhr: Schriftverlesung und Gebet. Eröffnungsansprache. Vortrag von Professor D. Schian in Gießen: „Unsere Gemeindeorganisation, Tatsachen und Ziele.“ Aussprache. — Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der Frauenkirche. Predigt: Superindendent D. Cordes in Leipzig. — Abends 8$^3/_4$ Uhr: Männerabend. „Was ist die evangelische Kirche dem Manne schuldig?“ Pfarrer Niemöller-Elberfeld. „Was ist der Mann der evangelischen Kirche schuldig?“ Pfarrer Lic. Gottfried Naumann-Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig

Mittwoch den 23. April, Vormittags 9 Uhr: Professor D. Meyer-Göttingen und Professor D. v. d. Goltz-Greifswald: „Der Gemeindegedanke unter dem Gesichtspunkt einer möglichen Trennung von Staat und Kirche.“ Aussprache. — Nachmittags 3 Uhr: Oberpfarrer Dr. Höpel in Magdeburg-Neustadt: „Die religiöse und kirchliche Weiterbildung der Gemeindeglieder.“ Aussprache. — Abends 8$^1/_4$ Uhr: Geselliges Beisammensein.

Alle Versammlungen finden im Evangelischen Vereinshause in der Zinzendorfstraße statt, wo auch das Geschäftsbureau während der Tagung sein wird. — Anmeldungen zur Teilnahme sind an den Königlichen Finanz- und Baurat **Grosch Dresden N. 8,** Löbauer Str. 14 zu richten.

Der Vorstand der Konferenz für evangelische Gemeindearbeit
Stock

Friedrich Naumann's Werke
empfehlen wir als Oster- und Konfirmationsgeschenke

Geist und Glaube. Gesammelte relig. u. theol. Aufsätze. Preis kart. Mk. 3.—, gbd. Mk. 4.—, in Leder Mk. 6.—.

„Asia“, Eine Orientreise mit zahlreichen Originalillustrationen. Preis kart. Mk. 3.–, geb. Mk. 4.—.

Briefe über Religion. Preis kart. Mk. 1.50, gbd. Mk. 2.25.

Form und Farbe. Ein Hausbuch der Kunst. Preis kart. Mk. 3.—, gbd. Mk. 4.—, in Leder Mk. 6.—.

Sonnenfahrten. Ein Band Reisebriefe. Preis kart. Mk. 3.—, gbd. Mk. 4.—, in Leder Mk. 6.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg

Bleyle's
Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Preis: EINE Mk. 80 Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Christlichen Welt“, die Paul Rohrbachs Buch vom **„Deutschen Gedanken in der Welt“** noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

NEUIGKEITEN
aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

Religionsgeschichtliche Volksbücher
für die deutsche christliche Gegenwart
Herausgegeben von
Friedrich Michael Schiele

Seit **Beginn des Wintersemesters** sind folgende neue **Volksbücher** erschienen:

Tolstoi
Privatdozent Lic. Dr. O. Lempp
V. Reihe. 9. Heft. Mk. —.50, geb. Mk. —.80

Die religiöse Lyrik im Alten Testament
von
Pfarrer Privatdozent Lic. Hans Schmidt
II. Reihe. 13. Heft. Mk. —.50, geb. Mk. —.80

Lao-tse. Seine Persönlichkeit und seine Lehre.
von
Dr. R. Stübe
III. Reihe. 16. Heft. Mk. —.50, geb. Mk. —.80

Die Kirche im Urchristentum
von
Professor D. O. Scheel
IV. Reihe. 20. Heft. Mk. —.50, geb. Mk. —.80

Confucius
von
Dr. R. Stübe
III. Reihe. 15. Heft. Mk. —.50, geb. Mk. —.80

Der Monismus
Dargestellt an Ernst Häckels, Wilhelm Ostwalds und Arthur Drewsens Weltanschauungsgedanken
von
Pfarrer E. Fuchs
V. Reihe. 10./11. Heft. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.30

PIANOS HARMONIUMS
Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. Katalog M 6 gratis.
Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung B G Teubner in Leipzig (Philosophie und Weltanschauung)